

## I.

### Vergangenes.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts siedelte sich in Düsseldorf der Kaufmann Johann Conrad Jacobi an. Er war der 1715 geborne Sohn des Predigers Johannes Andreas Jacobi zu Wollershausen, im Hannover'schen, und seit dem 4. Juni 1739 verheirathet mit Johanna Maria Fahlmer, Tochter des Kaufmannes Fahlmer, welcher aus Frankfurt a. M. nach Düsseldorf gekommen war, und hier, in dem Hause Marktstraße 11, ein sehr bedeutendes Manufakturwaaren-Geschäft etablirt hatte. Jacobi wurde der Compagnon seines Schwiegervaters, dessen Haus er bezog, und die Firma „Fahlmer & Jacobi“ hatte sehr guten Fortgang. Aus noch vorhandenen Notizen und Rechnungen ersehen wir, daß sie sich besonders der Kundschaft des damals noch zahlreich in Düsseldorf vertretenen Adels sowohl in der Stadt selbst, als in der Umgegend erfreute.

Hier wurde am 2. September 1740 dem jungen Ehepaare der erste Sohn geboren, Johann Georg, dem wir später als nicht unbedeutenden Dichter und Gelehrten begegnen werden.

Starb zwei Jahre später, den 25. Januar 1743, wurde ein zweiter Sohn geboren, Friedrich Heinrich, welcher, wie wir sehen werden, später eine so hervorragende Stelle in der Wissenschaft und Literatur eingenommen hat. (Das Geburtshaus wurde im März 1869 mit einer Marmortafel bezeichnet, in Gegenwart eines Enkels und eines Urenkels des Gefeierten.)

Im Jahre 1745 wurde eine Tochter geboren, Johanna Maria Catharina, welche 1763 den Kaufmann Winkelmann in Hannover heirathete und die Stamm-Mutter der sehr verbreiteten Familie Winkelmann wurde.

Den 19. September 1746, vier Tage nach der Geburt einer todten Tochter, starb Jacobi's Gattin, und ließ den Vater mit drei Kindern, von denen das älteste kaum sechs Jahre zählte, in tiefer Betrübniß zurück.

Johann Conrad Jacobi, der in behaglichem Wohlstande lebte, kaufte als Wittwer im Jahre 1747 ein bedeutendes Grundstück in Pempelfort, um sich dort einen Garten anzulegen, denn der Besiz eines Gartens vor den Thoren der damals noch von Festungswerken eng eingeschlossenen Stadt, war für die Wohlhabenden unter der Bürgerschaft ein fast unentbehrliches Bedürfniß. Wahrscheinlich acquirirte er dieses Grundstück von der Landes-Regierung, wenigstens zeigt die Lage darauf hin — zwischen dem „alten Jägerhose“ (dessen Stelle wir in dem jetzigen Passrath'schen Hause an der Düffel zu suchen haben) und dem im Bau begriffenen

„neuen Jägerhofe“ —, daß der Grund und Boden hier zu dem ehemaligen Hof Pempelfort gehört habe. Dies ist der Ausgangspunkt des später so berühmt gewordenen Jacobi's Garten zu Pempelfort.

Den 1. August 1748 schritt der erst 33 Jahre alte Wittwer zur zweiten Ehe mit der 20 jährigen Maria Catharina Lausberg, aus Elberfeld, welche fünfzehn Jahre hindurch seine treue Lebensgefährtin blieb und ihm acht Kinder geschenkt hat, fünf Söhne und drei Töchter von denen jedoch nur zwei Söhne und zwei Töchter die im Jahre 1763 gestorbene Mutter überlebten. Es waren dies von den Söhnen der im Jahre 1750 geborene Friedrich Wilhelm, welcher später nach Amerika auswanderte und dort verschollen ist, und das jüngste Kind Johann Peter, in der Familie auch Eduard genannt, 1760 geboren und 1830 als Kaufmann in Düsseldorf gestorben. Seine Nachkommen leben in Schweden. Von den Töchtern überlebten die Eltern, die 1752 geborene Anna Catharina Charlotte, welche 1832 im Alter von 80 Jahren in Bonn starb, und die 1753 geborene Susanna Helene, welche ihre Schwester noch um fast sechs Jahre überlebte und als 85jährige Greisin 1838 ebenfalls in Bonn gestorben ist. Beide waren unverehlicht geblieben und sind die in den Briefen des Philosophen Friedrich Heinrich so oft genannten Schwestern Lotte und Lene, welche ihrem Bruder mit unveränder-

licher Liebe und Treue zur Seite geblieben sind bis zu seinem Tode.

Düsseldorf, die Hauptstadt der Herzogthümer Jülich und Berg, bis 1716 noch die belebte Residenz des prachtliebenden und verschwenderischen Kurfürsten Johann Wilhelm, entbehrte freilich jetzt schon seit lange die Vortheile und Annehmlichkeiten des Hofes. Johann Wilhelms Bruder und Nachfolger, Karl Philipp, der die Bezahlung der Schulden seines Bruders dem Lande aufbürdete, ist niemals nach Düsseldorf gekommen, und residirte in Heidelberg und Mannheim. Als auch er 1742 ohne männliche Succession starb und mit ihm der Mannstamm der Neuburger erlosch, folgte die Nebenlinie der Pfalzgrafen von Sulzbach mit Karl Theodor. Auch dieser blieb in Mannheim und besonders in Schwetzingen. Nach Düsseldorf ist er während seiner 57 jährigen Regierung nur zweimal gekommen, 1746 und 1785, wo jedesmal ihm zu Ehren große Festlichkeiten arrangirt wurden. Als Statthalter fungirte der Graf von Goltstein, ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Mann, der sich für das Land und besonders auch für die Stadt Düsseldorf sehr verdient gemacht hat. —

Wenn aber die Stadt auch den Hof nicht mehr in ihren Mauern erblickte, so herrschte dennoch daselbst ein reges Leben. Die Landes-Regierung der Herzogthümer Jülich und Berg mit ihren verschiedenen Dikasterien war geblieben, und führte eine große Zahl von Beamten in

ihrem Gefolge. Der reiche Adel, zum Theil auch in den höheren Beamtenstellen, hatte geräumige Wohnsitze in der Stadt und die jährlichen Landtage nöthigten auch die auswärts wohnenden Ritterbürtigen, einen Theil des Jahres in Düsseldorf zu verweilen. Aus dem früheren Hofleben war noch der Sinn für Gesellschaften und Feste zurückgeblieben. Die Garnison — 2 Infanterie- und 1 Reiter-Regiment — mit zahlreichem Officier-Corps, brachte auch Leben in die Stadt. Durch die von Johann Wilhelm angelegte prachtvolle Bilder-Galerie waren viele Maler in Düsseldorf zurückgehalten worden, und zahlreicher Zufluß von Fremden zum Besuch dieser Galerie fand fortwährend Statt, welcher noch zunahm, als die Stände durch den Ankauf der Sammlungen des Galeriedirectors Krahe die Schätze der Galerie noch vermehrt hatten.

Auch in geistiger Beziehung that sich ein eifriges Bestreben kund, mit der geistigen Entwicklung, welche damals Deutschland bewegte, sich bekannt zu machen und mit ihr gleichen Schritt zu halten. Es war ja um diese Zeit eine gewaltige Gährung in der Entwicklung des deutschen Geistes, ein Streben nach selbstständiger nationaler Bildung, im Gegensatz zu den französischen Vorbildern, welche bis dahin die tonangebenden Vertreter in der Literatur gewesen waren. Diese geistige Thätigkeit kam auch in anderen Kreisen zur Geltung, als in denen der Gelehrten von Fach, und der höhere Bürgerstand, bis dahin fast gleichgültig gegen die

Controversen der Gelehrten, fing an Partei zu ergreifen und sich lebhaft an den Erzeugnissen der Choriphäen der Literatur zu betheiligen. Es entstanden nach und nach verschiedene Verbindungen von Dichtern und Gelehrten zu gemeinschaftlichen Arbeiten in Art der jetzigen Revüen, Monats- und Wochenschriften, um auch das größere Publikum Antheil nehmen zu lassen an der fruchtbaren Entwicklung. Es war eben der Beginn der sogenannten „Sturm- und Drang-Periode“ in der deutschen Literatur, welche etwa bis zum Jahre 1790 fortbauert. Gerade in diese Zeit aber fällt die Jugend- und Entwicklungszeit von Johann Georg und Friedrich Heinrich Jacobi, und sie versahle nicht, auf deren Geistesleben großen Einfluß auszuüben.

Die erste Erziehung der Kinder entsprach der frommen Gesinnung, welche in dem Hause des aus einer Predigerfamilie stammenden Johann Conrad Jacobi vorherrschte. Der älteste Knabe, Johann Georg, der Liebling des Vaters, entwickelte sich sehr schnell und zeigte ein reges geistiges Leben. Deshalb bestimmte ihn der Vater auch zum Theologen und schickte ihn schon in seinem 18. Lebensjahre zur Universität nach Göttingen und später nach Helmstedt. Seine rege Phantasie führte ihn bald zu poetischen Ergüssen, und schon in seinem 24. Lebensjahre ließ der junge Candidat seine ersten „Poetische Versuche“ in die Oeffentlichkeit treten (Düsseldorf 1764). Hierdurch wurde er mit Vater Gleim in Halberstadt bekannt, der ihn an sich zog und ihm ein Kanonikat bei

dem Domstift zu Halberstadt verschaffte, wo die beiden Dichter einen engen Freundschaftsbund schlossen. Johann Georg wurde später als Professor der Philosophie und Beredsamkeit nach Halle berufen, und erhielt 1784 die Professur der schönen Wissenschaften an der Universität zu Freiburg im Breisgau, wo er auch 1814 starb. Wir werden ihn in Bempelfort wiederfinden.

Einen anderen Verlauf nahm die Jugend des zweitgeborenen Sohnes Friedrich Heinrich oder Fritz, wie er in der Familie stets genannt wurde. Er war in sich gefehrt, träumerisch und neigte sich schon in frühester Jugend zum Mysticismus. „Von meiner frühesten Jugend an war ich ein Schwärmer, ein Phantast, ein Mystiker“, so schreibt er später an Merk. Als Knabe, statt zu spielen mit Seinesgleichen, zog es ihn zu den Betübungen einer alten pietistischen Magd seiner Familie, und schon versuchte er allen Ernstes sich in der Lösung gewisser religiöser Probleme. Kaum 8 oder 9 Jahre alt, hatte sich schon seine Phantasie in gewisse sonderbare Anschauungen der Ewigkeit und der endlosen Fortdauer eingewohnt, von denen er lebenslang nie ganz frei wurde. In der guten Absicht, daß gläubige Andacht den unerfättlichen Tief sinn bannen werde, schloß er sich nach seiner Confirmation einer Pietistengesellschaft — „die Feinen“ — an, doch war es vergeblich. „Die Sehnsucht, in Absicht der besseren Erwartungen des Menschen zur Gewißheit zu gelangen, nahm mit den Jahren nur

zu; sie ist der rothe Faden geblieben, um den sich seine übrigen Geistesgeschickale schlingen“ \*).

In seiner zuerst 1784 erschienenen Abhandlung „Idealismus und Realismus“, hervorgerufen durch des Engländers Hume Essay „über den Glauben“, sagt Friedrich Jacobi selbst von sich: „Dummheit wurde mir beständig, und sehr häufig Leichtsinn, Hartnäckigkeit und Bosheit vorgeworfen. Aber weder Schimpfworte noch die härteste Behandlung konnten mich von meinem Uebel heilen. Man gewann nur soviel, daß ich selbst eine sehr schlechte Meinung von meinen Geistesfähigkeiten bekam, die mich um so mehr drückte, da sie mit der brennendsten Begierde nach philosophischen Einsichten verknüpft war“ \*\*).

Der Vater, dessen Handlungsgeschäfte immer größere Dimensionen angenommen hatten, war mit dieser Richtung des Sohnes durchaus unzufrieden. Da er ihn zum Kaufmann bestimmt hatte, glaubte er, durch Entfernung aus seinen Umgebungen den Träumer auf andere Wege zu bringen, und sendete ihn deshalb 1759 als Lehrling in ein Handlungshaus nach Frankfurt a. M. Der 16jährige Handlungsbesessene hatte hier wegen seines stillen, in sich gefehrten Wesens, von seinen Gefährten vielen Spott zu erdulden. Auch sein Principal war durchaus mit ihm unzufrieden, da der junge Lehrling in

\*) Birngiebl, Fried. Heinr. Jacobi's Leben, Dichten und Denken. Wien 1867. p. 4.

\*\*\*) Fr. H. Jacobi's sämmtl. Werke. Leipzig 1872. II. 179.

seiner Gewissenhaftigkeit sich nicht zu gewissen Kunstgriffen des Geschäfts verstehen konnte und wollte, welche die Uebervortheilung der Käufer bezweckten. Er war deshalb ganz damit einverstanden, daß dieser, mit Bewilligung seines Vaters, nach Genf übersiedelte, um sich weiter auszubilden, und vor Allem sich mit der französischen Sprache durchaus vertraut zu machen.

In Genf war es, wo durch die nähere Bekanntschaft mit Durand und Le Sage, der Geist des Jünglings mächtig angeregt und in eine neue Richtung getrieben wurde. Es war dies der eigentliche Wendepunkt seines Lebens, da er durch Le Sage mit den ausgezeichnetsten Männern der Schule der Encyclopädisten in nähere Verbindung trat, und deren Schriften eifrig studirte. „Der Pietist sah sich plötzlich inmitten der materialistischen Zeitbewegung. Dem geistreichen Umgange und der ungetriebten Lebensfreude, die ihn hier allseits umfing, konnte er nicht lange widerstehen, sie rissen ihn aus der Selbstverschlossenheit ins Leben zurück;“ \*) dieser dreijährige Aufenthalt in Genf bildet den Ausgangspunkt für Friß Jacobi's geistige Entwicklung.

Gekräftigt an Körper und Geist, durch seinen Verkehr nicht nur in den Kreisen der Gelehrten, sondern auch in den ersten geselligen Zirkeln von Genf, kehrte Friß Jacobi im Jahre 1762 nach Düsseldorf zurück, ein äußerlich schöner junger Mann, von seiner Weltbildung und mit reichen Kenntnissen ausgestattet.

\*) Birngiebl, a. a. O. p. 6.

Der Vater, ein sehr intelligenter Kaufmann, hatte inzwischen in dem damals an industriellen Etablissements noch armen Düsseldorf eine Zucker-Raffinerie angelegt, von deren Betrieb er sich große Vortheile versprach. Zu dieser Anlage hatte er das in Pempelfort ihm gehörige Terrain benutzt, und dazu einen Theil seines Gartens auf beiden Ufern der Düffel verwendet. (Es ist der Platz, auf welchem die spätere van der Beck'sche Fabrik stand, jetzt fiskalisches Eigenthum, zum Jägerhofe gehörig.) Mit dem Betriebe dieser Raffinerie sehr beschäftigt, übergab er die Manufacturwaarenhandlung in der Stadt ganz dem heimgekehrten Sohne Frikz, und baute sich neben der Fabrik auf dem rechten Ufer der Düffel ein Haus mit Wohnung für Herrschaft und Diener. Eine Wohnung für den Gärtner und ein prächtiges Treibhaus waren schon früher in dem nach damaligem Geschmack angelegten Garten errichtet worden\*). Hierhin zog sich nun der Vater Jacobi mit seinen noch lebenden vier Kindern zweiter Ehe, von denen der älteste Sohn 13 Jahre zählte, zurück, als im Mai 1763 auch seine zweite Frau gestorben war, und im August 1763 seine erwachsene Tochter erster Ehe, Maria Catharina, sich mit dem Kaufmann Winkelman in Hannover verheirathet

---

\*) In alten Plänen auf dem städtischen Archiv vom Jahre 1776 ist dieses große Terrain nebst Gartenanlage und Zuckerfabrik als „Prächtiges Erb des Herrn Commerzienrath Jacobi“ verzeichnet. (S. den anliegenden Plan.)

hatte. Das Haus in der Stadt, in welchem die Handlung war, erhielt Friß Jacobi, welcher sich nun einen eigenen Hausstand bildete.

Im Juli 1764 vermählte er sich mit Helene Elisabeth von Clermont, aus einer angesehenen und reichen Kaufmannsfamilie in Baels bei Aachen. Betty von Clermont war eine junge Dame, geziert mit allen Gaben der Natur und einer sorgfältigen Erziehung, eine Frau, zum Segen des Mannes geschaffen; sie ist auch der Stern von Jacobi's Leben geworden, wie wir später sehen werden.

So schwer es auch dem nach Höherem strebenden jungen Kaufmann geworden sein mag, so wissen wir doch nicht anders, als daß Friß Jacobi des ausgedehnten Geschäftes sich eifrig angenommen und mehrere Jahre hindurch sich demselben gewidmet habe. Soviel aber steht ebenfalls fest, daß er seine in Genf angeknüpften Verbindungen, sowie die dort begonnenen Studien nicht aus dem Auge verlor, sondern mit seinem Lehrer Le Sage und anderen Gelehrten in eifriger Correspondenz und regem Verkehr blieb. Der Forschungstrieb war zu tief in seinem Geiste eingewurzelt, als daß er sich durch seine kaufmännische Beschäftigung hätte davon abhalten lassen können. Seine Tendenz war fortwährend dahin gerichtet, das erscheinende Leben mit der Tiefe der Forschung in engste Verbindung zu bringen, ein Bestreben, welches den nur in Abstractionen sich bewegenden deutschen Philosophen bis dahin völlig unbe-

kannt geblieben zu sein schien. Frik Jacobi betrat somit eine neue Bahn, welche er später, als er sich ganz der Wissenschaft hingab, mit Consequenz durchzuführen sich bemühte, ohne jedoch ein bestimmtes philosophisches System aufzustellen.

Der ältere Bruder, Johann Georg, hatte 1770 in Halberstadt eine Ausgabe seiner Gedichte veranstaltet. Um dieselben auch dem Auslande zugänglich zu machen, übersezte Frik Jacobi sie ins Französische, in sehr gelungener Wiedergabe nach Form und Inhalt, jedoch ohne seinen Namen zu nennen\*). Er hatte dazu eine Vorrede geschrieben, welche großes Aufsehen erregte. Mit Wieland, der durch seine Schriften bereits einen großen Ruf erhalten hatte, war Frik Jacobi schon früher durch seinen Bruder Georg bekannt geworden, und Wieland legte auf das Urtheil beider Brüder großes Gewicht. Ueber diese Vorrede, deren Verfasser er nicht kannte, äußerte er sich in einem Briefe, „sie sei ein Beweis, was für ein großer Schriftsteller derjenige werden könnte, der sie geschrieben, wenn er sich entschließen könnte, Schriftsteller zu werden.“ — Diese Vorrede ist das erste Produkt aus Frik Jacobi's Feder, welches in die Oeffentlichkeit gelangte.

Die Verbindung zwischen den Brüdern Jacobi- und Wieland war dadurch noch enger geworden, und wurde noch inniger, als Frik in dem Hause der ihm schon

---

\*) Erschienen in Paris 1771.

von früher bekannten Frau Sophie La Roche in Ehrenbreitstein Wieland persönlich kennen lernte. Sophie La Roche, die Gemahlin des Kur-Trierschen Conferenzrathes La Roche, war vor 20 Jahren mit Wieland verlobt gewesen, die Verbindung hatte sich zwar zerschlagen, aber Sophie blieb Wieland's treueste Freundin. Auch sie hatte sich durch mehrere Romane, meistens in der damals beliebten Form von Briefen, bereits einen Namen gemacht. Fritz Jacobi schildert dieses Zusammenreffen mit Wieland ausführlich in einem Briefe an den Grafen von C . . ., und wir erkennen die damals noch vorherrschende Ueberschwenglichkeit und Sentimentalität, welche der Literatur dieser Zeit ihren Stempel ausdrückt. Alle schwimmen in Thränen, liegen sich in den Armen und wissen sich vor Rührung kaum zu fassen\*).

Das nächste Resultat dieser Verbindung war das Entstehen des „Deutschen Merkur“, einer Zeitschrift nach Art des Mercure de France, zu deren Herausgabe Fritz Jacobi den ersten Anstoß gegeben hatte, und als deren Mitarbeiter wir viele bekannte und hervorragende Männer der damaligen Literatur=Periode finden. Es sollte ein Journal sein, nicht für Gelehrte allein, sondern so geschrieben, „daß es auch für Damen, Edelleute u. d. m. interessant würde“, schreibt Wieland an Jacobi. Zugleich sollte diese neue Zeitschrift aber auch für Norddeutschland das werden, was die unter Schlosser's Leitung in Frankfurt erscheinenden „Frankfurter gelehrten

\*) Jacobi, ausgewählter Briefwechsel I. 35.

Anzeigen“ für Süddeutschland waren. Der Merkur erschien zuerst 1772 und hat, unter verschiedenen Wechsellern der Redaction, bestanden bis zum Jahre 1810.

Der nähere Umgang mit dem Statthalter Grafen von Goltstein, mit dem Freiherrn von Hompesch, mit den Gräfinnen Louise und Sophie von Haysfeld (der Philaide und Musarion Wielands), der rege Verkehr mit vielen gelehrten und angesehenen Männern, sowohl persönlich, im Kreise seiner eigenen Häuslichkeit und in der damals sehr belebten Düsseldorfer Gesellschaft, als in Briefen, verleideten Jacobi sein Kaufmannsgeschäft immer mehr. Es war ihm daher sehr willkommen, als sein hoher Gönner, Graf Goltstein, ihm eine Verwendung im Staatsdienste anbot, und ihn durch seine Vermittelung beim Kurfürsten als Rath bei der Hofkammer anstellen ließ. Seit Januar 1772 finden wir deshalb Friß Jacobi nicht mehr als Kaufmann, sondern als Hofkammer-Rath, hauptsächlich im Zollwesen beschäftigt. Es jagte ihm diese Thätigkeit um so mehr zu, als er gerade die verschiedenen Zweige der National-Oekonomie zum Gegenstande eingehender und fruchtbringender Studien gemacht hatte.

Graf Goltstein vermittelte ihm auch eine Wohnung in dem Hause an der Ecke der Neustraße und Communicationsstraße (jetzt Nr. 16 der Neustraße mit ebenfalls Front nach der Communicationsstraße, wo bisher der Laden von Berger war), am damaligen Flingerthor, mit freier Aussicht nach Süden und Westen auf den Wall mit seinen Bäumen (jetzt Alleestraße) und über denselben

hinaus ins Freie. Mit seiner geliebten Betty und mit seinen beiden Söhnen, von denen der älteste, Johann Friedrich, 7 Jahre und der jüngste, Georg Arnold, 4 Jahre alt war, siedelte er im September 1772 in die neue Wohnung über. Zwei Töchter und einen Sohn hatte er durch den Tod verloren, den Sohn wenige Tage vor dem Umzuge\*).

Hier dürfte es nun am richtigen Orte sein, einen flüchtigen Blick auf die damaligen äußeren Verhältnisse Düsseldorf's zu werfen.

Unter der Statthalterschaft des Grafen Goltstein herrschte sehr lebhaftere Bewegung in allen Zweigen der Verwaltung, namentlich dahin zielend, das Land, welches noch schwer an den Schäden litt, die ihm die letzten Regierungsjahre Johann Wilhelms und seines Nachfolgers Karl Philipp in Bezug auf die finanzielle Lage geschaffen hatten, wieder empor zu heben. Besonders viel geschah aber auch für die äußere Verschönerung der Haupt- und Residenz-Stadt Düsseldorf. 1770 war die Landesbibliothek gestiftet worden. Auch war eine juristische Facultät in Düsseldorf, welche alle Landesfinder, die sich der juristischen Laufbahn widmen wollten, 2 Jahre besuchen mußten. Der Hofrath Camphausen las Institutionen, Professor Henoumont Pandecten, und Professor Dewies Canonisches und Lehns-Recht. Der Marstall in der Mühlenstraße (jetzt Regierungs-Präsidial-Gebäude), der

\*) Die zweite, 1769 geborene und 1770 gestorbene Tochter hatte den Namen Gleminde, wie Glem's Nichte von den Freunden genannt wurde.

neue Jägerhof, und viele andere Häuser waren gebaut worden. Der vor dem Jägerhofe gelegene ziemlich wüste Park sollte, auf Vorschlag des Grafen Goldstein, in einen „Promenaden-Garten“ verwandelt werden. Durch Dekret d. d. Schwetzingen, den 4. August 1769 hatte Karl Theodor die von dem Baudirektor von Pigage dazu entworfenen Pläne genehmigt. Die Düffel, welche früher in vielen Windungen mit versumpften Ufern längs des Parkes hinzog, war grade gelegt, so wie wir sie jetzt finden; es wurde auf ausdrücklichen Befehl „die Cascade“ angelegt, und die neue Hofgarten-Brücke erbaut, unter welcher hindurch nun der Bach direkt in die Landeskronen geführt ward, während derselbe früher, weiter nördlich, durch einen sumpfigen Teich in das genannte Bassin mündete. Dieser Teich erhielt festere Ufer und wurde in den vier Ecken mit steinernen Löwen geziert. Alle alten verwilderten Hecken und schlechte Bäume wurden ausgerodet, die Seufzer-Allee an der Düffel in der Richtung auf den „alten Jägerhof“, und die Ulmen-Allee, direkt auf den neuen Jägerhof laufend, angepflanzt, kurz der ganze Raum mit Alleen, Promenadenwegen, Blumen-Parterres und Rasenplätzen mit vielen Statuen versehen. Das Hofgartenhaus, welches schon vorhanden und die Wohnung des Hofgärtners war, wurde erweitert zum „Promenaden-Hause“ mit einem großen Saal und geräumigen Zimmern, wo der Hofgärtner eine Restauration halten durfte; es bildete hier den Haupteingang zu dem mit Hecken eingeschlossenen Garten, zu dem noch ein

eisernes Gitterthor führte, unweit der Hofgarten-Brücke, und ein anderes an der Brücke vor dem Jägerhofe über die Düffel, welche damals an dieser Stelle offen lag. Damit aber die Spazierensahrenden auch einen Genuß von der neuen Promenade haben sollten, wurde vom Flingerthor ausgehend ein „Gutschenweg“ angelegt, auf welchem man sowohl von diesem, als vom Ratinger-Thore, die ganze Promenade umfahrend, wieder zum Flinger-Steinweg (jetzt Schadowstraße) und von da zum Thore fahren konnte; es ist der Weg, welcher heute von der Hofgarten-Jägerhof- und Jacobi-Straße eingenommen wird. Die Lage des Jacobischen Gartens gewann durch diese Verschönerung der nächsten Umgebung ebenfalls an Annehmlichkeit, ohne daß die behagliche Ruhe desselben dadurch wesentlich beeinträchtigt wurde, denn Wohnhaus und Garten blieben durch die vorliegenden Gebäude der Zuckerfabrik von dem „Gutschen-Wege“ getrennt und der Eingang war seitwärts, in der kleinen Gasse, welche zum Wehrhahnen führt. Zur Erhöhung der Annehmlichkeiten des Promenaden-Gartens wurden 1774, dort wöchentlich zwei Concerte abgehalten, wozu sich sämtliche Honoratioren der Stadt subscribirten. Dem Hofgärtner Berenz war die Restauration gestattet \*).

\*) Im Besitz des Herrn Guntrum befinden sich darüber interessante Actenstücke, u. a. die Original-Subscriptions-Liste mit den eigenhändigen Unterschriften sämtlicher Honoratioren, aus Adel, Beamten, darunter auch der Hofkammer-Rath F. H. Jacobi, Militair und der Bürgerschaft. Herr Custodis hatte

kehren wir von dieser lokalen Abschweifung zu unserm Gegenstande zurück.

In seiner amtlichen Thätigkeit bei dem Zollwesen zeichnete Friß Jacobi sich bald vortheilhaft aus, und wußte dem Lande manche finanzielle Vortheile zu verschaffen. Dabei aber ruhte seine Beschäftigung mit der Wissenschaft keinesweges, und wir stoßen bald auf größere Arbeiten aus seiner Feder im deutschen Merkur. Es sind sehr gediegene Abhandlungen, wie z. B. „Ueber Herders Erklärungen von den thierischen Kunstfertigkeiten und Kunsttrieben“, ferner Briefe über des Kanten'schen *Canonicus de Paaw* \*) „Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois“ und mehrere andere Aufsätze, auf welche wir hier nicht weiter eingehen können. In allen aber documentirt sich das rege Streben seines scharfen Geistes nach reiferer Erkenntniß.

Mit Wieland, mit de Paaw und anderen Gelehrten, wurde eifrig correspondirt, bald in deutscher, bald in französischer Sprache, woraus wir ersehen, daß Friß Jacobi in letzterer sich eben so elegant, ja ich möchte

Alles arrangirt; der Subscriptionspreis für die Saison betrug 1 Conventionsthaler. Acht Musiker, abwechselnd mit den Trompetern und Paukern des Reiter-Regiments, führten die Musikstücke aus.

\*) *Canonicus de Paaw* wurde 1776 von Friedrich d. Gr. an des verstorbenen Quintus Icilius (Guishard) Stelle, als gelehrter Gesellschafter nach Potsdam berufen, sah aber bald ein, daß er dort wegen seiner sehr freimüthigen Ansichten nicht an seiner Stelle sei, und kehrte nach Kanten zurück.

sagen classisch, auszudrücken verstand, als in seiner Muttersprache. Er sendet an Wieland sein Bildniß, dieser dankt in überschwänglichen Worten: „Er ist es selbst, das ist er — dieß ist mein Jacobi, rief ich beim ersten Anblick, und je mehr ich es ansehe, jemehr vergesse ich, daß es nur ein Bild ist“. Bald aber entstand eine kleine Trübung in dem innigen Verhältnisse zwischen Wieland und Jacobi, herbeigeführt durch literarischen Hader wegen eines von Wieland im Merkur gelobten Aufsazes in der von Nikolai in Berlin herausgegebenen „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ — Sebastian Nothanker — in welchem Jacobi eine Verhöhnung seines Bruders Georg zu finden glaubte. Die Briefe werden scharf und schärfer, fast bis zur gänzlichen Scheidung. Jedoch zog sich dieser Zwiespalt wieder zu, die Correspondenz ward wieder aufgenommen, aber es war doch immer noch eine kleine Verstimmung zurückgeblieben. Jacobi sah, daß er nicht dasjenige in Wieland gefunden hatte, was er damals suchte und am höchsten achtete: einen populären Philosophen. —

Während dieser Zeit, welche Jacobi so vollständig geistig anregte, waren in seinen Familienbeziehungen Verhältnisse aufgetreten, die ihn, bei seiner ohnedies sehr angegriffenen Gesundheit und nervösen Aufregung, sehr verstimmteten. Die von seinem Vater gegründete Zuckersabrik war abgebrannt, zwar mit Unterstützung aus Staatsmitteln wieder aufgebaut und in Betrieb gesetzt worden; allein die zu dieser Zeit von den Holländern eingeführte Er-

höhung des Zolles auf Rohzucker trat für diesen Industriezweig so hemmend in Kraft, daß nur mit Verlust weiter gearbeitet werden konnte, und endlich der Betrieb ganz eingestellt werden mußte. Der Vater Jacobi, obgleich erst 58 Jahre alt, war jedoch durch diesen Unfall ganz niedergebeugt und in die unangenehmste Lage versetzt. Er hatte nicht nur sein ganzes Vermögen eingebüßt, sondern noch bedeutende Schulden zu tilgen, namentlich einen Posten von 26,000 Thlr. an die Hofkammer, welche der Staat zur Errichtung der Fabrik vorgeschossen hatte. Der Sohn nahm sich dieses Unglück seines Vaters sehr zu Herzen, wie wir aus einem Briefe an seine Freundin Sophie La Roche vom 21. März 1774 entnehmen können. Zwar spricht er die Beruhigung aus, daß er, durch sein Gehalt als Hofkammer-Rath und durch den Ertragsantheil, den er aus der Herausgabe des deutschen Merkur bezog, seinem Vater hülfreich beistehen könne; aber bei der Gastfreiheit, welche in seinem Hause herrschte und bei den Bedürfnissen seiner eigenen, kürzlich noch durch die Geburt eines Sohnes vermehrten Familie, hatte er selbst große Ausgaben zu bestreiten. Durch seine Verwendung bei dem Grafen Goltstein, und durch dessen Vermittelung beim Kurfürsten hoffte er diese Angelegenheit dadurch ausgleichen zu können, daß der Staat das Grundstück, die Gebäude und die noch vorhandenen Materialien der Fabrik an sich nahm \*).

---

\*) Jacobi an Sophie La Roche, Briefwechsel I. 157 u. ff.

Nur das Wohnhaus und der Garten blieben dem Vater, und wir finden, nach wie vor, während der schönen Jahreszeit diesen Garten als den Hauptvereinigungspunkt nicht nur des engeren Familienkreises, sondern auch der vielen fremden Gäste, welche in dem gastlichen Hause Frh. Jacobi's in der Stadt aus- und eingingen und längere oder kürzere Zeit dort verweilten.

Die literarischen Verbindungen Jacobi's hatten immer weiter sich ausgedehnt und er wurde mit vielen Männern bekannt, welche in den wissenschaftlichen Bewegungen der Zeit eine hervorragende Stellung einnahmen. Selten pflegte ein Fremder, den der Ruf der Bildergalerie oder der mit derselben verbundenen neu gestifteten Akademie nach Düsseldorf zog, die Stadt wieder zu verlassen, ohne in dem Jacobischen Hause in der Stadt oder im Garten zu Pempelfort vorgespochen zu haben, wo eine zwanglose Geselligkeit, noch erhöht durch das freundliche Entgegenkommen der liebenswürdigen Hausfrau, die angenehmste, geistreichste Unterhaltung versprach. Manchmal wurde es wohl dem Hausherrn etwas zu viel, zumal da er häufig mit Unwohlsein zu kämpfen hatte; aber nur selten hören wir ihn darüber klagen, wie in einem Briefe an Wieland vom 29. Mai 1774: „Seit gestern hat mein Haus zehn Gäste zu bewirthen; alle Winkel sind darin besetzt. Dies hätte nun wohl wenig zu sagen, ich gäbe von Herzen gerne noch mehr preis, möchte ich dabei meiner eigenen Haut

nur mächtig bleiben; aber auch die muß daran, und weil es denn so sein muß, will ich sie so gutwillig hergeben, daß mir dabei zu Muth werden soll, als thäte ich's zur Lust."

Unter den Gästen finden wir schon 1773 den Franzosen Diderot, der eben das große Werk der Encyclopädie beendet hatte. Jacobi lobt dessen feurigen Geist, kühnen und lebhaften Witz, ist jedoch der Ansicht, daß das herrschende Gefühl des Schönen und Wahren nicht das sei, was ihn zum Genie mache, „wenn er überhaupt ein Genie ist.“ Bald nachher knüpft sich auch die Bekanntschaft mit Goethe an, dessen leuchtender Stern eben an dem Horizonte der deutschen Literatur auftauchte, und der mit seinem Götz von Berlichingen (1773) die Aufmerksamkeit der ganzen deutschen geistigen Welt auf sich gezogen hatte.

Jacobi's Tante (die Halbschwester seiner Mutter), Adelaide Fahlmer, war in Frankfurt, verkehrte viel in dem Goethe'schen Hause und war mit Cornelia Goethe sehr befreundet. Goethe schildert dieselbe als eine Dame „von großer Zartheit des Gemüths und ungemeiner Geistesbildung“ \*). Im Sommer 1773 war Jacobi's Gattin Betty nebst seiner jüngeren, damals 21jährigen Halbschwester Charlotte, zum Besuch in Frankfurt und ebenfalls häufig im Goethe'schen Hause. Der damals 24jährige Wolfgang Goethe, sehr empfänglich für weib-

\*) Goethe's Werke, Ausgabe in 6 Bänden. Band IV. Aus meinem Leben. S. 129.

liche Schönheit und Anmuth war von den Damen ganz entzückt. Betty Jacobi schildert er als „eine herrliche Niederländerin, ohne eine Spur von Sentimentalität, richtig fühlend, sich munter ausdrückend, ohne Ausdruck von Sinnlichkeit, durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubens'schen Frauen erinnernd“. Und wir müssen dem Kenner Goethe Recht geben, wenn wir in einem gewiß wohlgetroffenen Portrait die angenehmen und ansprechenden Züge betrachten \*). Auch Charlotte Jacobi gefiel ihm sehr, und er hebt ihre Treuherzigkeit besonders hervor. Er hält diese Damen ganz dafür geeignet, den Zwiespalt, der damals zwischen den norddeutschen und den süddeutschen Dichtern herrschte, zu vermitteln: dort noch das Empfindsame und die Sentimentalität vorherrschend, hier mehr Derbheit und das Auftreten eines scharfen und mitunter verletzenden Humors.

Aus diesem näheren Umgange entspann sich nun, nach der Abreise der Damen aus Frankfurt, ein Briefwechsel zwischen Betty und Goethe. Er sendete seiner neugewonnenen Freundin die Erzeugnisse seiner Muse, u. a. „Wanderers Sturmlied“, und „ein Geles, ist's nicht das beste, ist's doch das Neufte, und so gut ich's habe“ — das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. Friz Jacobi schreibt darüber an Wieland (6. Nov. 1773): „Ich wollte, ich könnte Ihnen eine allerliebste Schnurre mittheilen, die dieser wunderbare Kopf ausgeheckt hat“.

---

\*) Im Besitz des Herrn Guntrum in Düsseldorf.

Betty aber dankt Goethe in einem sehr munteren Briefchen für die Freude, welche er dadurch ihr und ihrem ganzen Kreise gemacht, in welchem das Lied des Schattenspielmanns „Orgelum, Orgeley“ unter großem Behagen angestimmt worden sei. Beide Männer, Goethe und Jacobi, waren sehr begierig, sich auch persönlich kennen zu lernen.

Dies geschah im Sommer 1774, wo Goethe in Begleitung von Lavater und Basedow

„Prophete rechts, Prophete links,

Das Weltkind in der Mitten“

in leichtem Kahn rheinabwärts fuhr, und zunächst in Köln den dortigen Kunstschätzen seine Aufmerksamkeit widmete. — Wie Goethe später in seiner 1811 geschriebenen Selbstbiographie „Aus meinem Leben, Wahrheit und Dichtung“, anführt, hätte das erste, lange ersehnte Zusammentreffen mit Georg und Fritz Jacobi in Köln Statt gefunden. Der später veröffentlichte Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi ergiebt jedoch, daß Goethe sich in seinen Erinnerungen geirrt hat, und daß erst im Garten zu Bempelfort die persönliche Bekanntschaft gemacht wurde, und die Sache sich folgenmaßen verhält.

Am 21. Juli 1774 traf Goethe in Düsseldorf ein. Schon früh Morgens eilte er in Jacobi's Wohnung an der Ecke der Neustraße, wo er jedoch Niemand anwesend fand. Frau Betty war zum Besuche bei ihren Eltern in Baels, und sämtliche übrigen Familienglieder,

Georg, Fritz, die Schwestern Lottchen und Lenchen und die Kinder waren beim Vater, im Garten zu Pempelfort. Goethe eilte hinaus, nachdem er noch einen flüchtigen Blick in die Bilder-Galerie geworfen, und „nicht eingeführt, marschallirt oder excusirt“, trat er „gerade herab vom Himmel gefallen“ vor Fritz Jacobi hin. „Ehe noch ein schweesterlicher Blick darin präliminirt hatte, waren wir schon, was wir sein sollten und konnten“, schreibt Goethe an Betty. Die beiden schon lange geistig sich einander nahestehenden Männer hatten sich gefunden und schnell befreundet.

Nur kurze Zeit verweilte Goethe in dem Familienkreise, welcher ihm so sehr zusagte. Er bezeichnet Pempelfort als „den angenehmsten und heitersten Aufenthalt, wo ein geräumiges Wohngebäude, an weite, wohlunterhaltene Gärten stoßend, einen sinnigen und sittigen Kreis versammelte. Die Familienglieder waren zahlreich, und an Fremden fehlte es nie, die sich in diesen reichen und angenehmen Verhältnissen gar wohl gefielen. Die schöne Ruhe, Behaglichkeit und Beharrlichkeit, welche den Hauptcharakter dieses Familienvereins bezeichnet, belebten sich gar bald vor den Augen des Gastes u. s. w.“ Die neuen Freunde machten Ausflüge in die Umgegend, besuchten in Elberfeld Jung-Stilling, diesen merkwürdigen Mann, zuerst Köhler, dann Schneider, Schulmeister, religiöser Schwärmer, Schriftsteller und jetzt Augenarzt, mit welchem Goethe schon aus der Zeit seines Straßburger Universitäts-Lebens bekannt war. Während dieses

Zusammenseins im Garten zu Bempelfort fand zwischen Goethe und Jacobi ein lebhafter Austausch der gegenseitigen Ansichten und Gefühle Statt, und der Seelenbund für's Leben war geknüpft. „Der träumende Jacobi erwachte am Busen Goethe's und erstarrte durch den Anblick. In Goethe's Thun und Treiben sah er mit einem Male gestaltet vor sich, was er ahnte und ersehnte. Er konnte nun unmittelbar aus der Anschauung zur Erkenntniß übergehen. Es wurde ihm die Welt seiner Ahnung durch Goethe zur Erkenntniß“. Also schreibt ein neuerer Beurtheiler Jacobi's\*).

In welcher Weise aber Goethe und Jacobi persönlich die neuentstandenen Beziehungen auffaßten, darüber lassen wir sie selbst sprechen.

Schon am 10. August 1774 schreibt Jacobi an seine Freundin Sophie la Roche: „Goethe ist der Mann, dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine eigenthümliche Festigkeit erhalten, denn Goethe's Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen — den einsamen, verstoßenen — unüberwindliche Gewißheit gegeben. Der Mann ist selbständig vom Scheitel bis zur Fußsohle!“ — An Wieland schreibt er den 27. August 1774: „Je mehr ich's überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehen und nicht

\*) Zirngiebl, F. H. Jacobi's Leben, Dichten und Denken. Wien 1867, S. 16.

gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Goethe ist, nach Heinsse's Ausdruck, ein Genie vom Scheitel bis zur Fußsohle, ein Besessener füge ich hinzu, dem fast in keinem Falle gestattet ist willkürlich zu handeln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt.“ — Und zum Schluß: „Was Goethe und ich einander sein sollten, sein mußten, war, sobald wir vom Himmel runter nebeneinander hingefallen waren, im Nu entschieden. Jeder glaubte von dem Andern mehr zu empfangen, als er ihm geben könne; Mangel und Reichthum auf beiden Seiten umarmten sich einander; so ward Liebe unter uns. Sie kann's ausdauern, seine Seele — zeugte in sich der Eine von dem Andern, — die ganze Blut der meinigen; nie werden sie einander verzehren.“ — Goethe aber schreibt bereits am 13. August 1774 an seinen neugewonnenen Freund Frik Jacobi: „Du hast gefühlt, daß es mir Wonne war, Gegenstand deiner Liebe zu sein. O! es ist herrlich, daß jeder glaubt mehr von dem anderen zu empfangen als er giebt“ &c.

Unter den Gästen, welche im Jacobischen Hause verweilten, fand Goethe auch den damals 25jährigen Wilhelm Heinsse, welcher von Gleim und Georg Jacobi dringend empfohlen war. Heinsse war ein Schüler Wielands, doch ging er bald über des Meisters

Art das Sinnliche zu malen weit hinaus. Mit mehreren kleineren Gedichten, Uebersetzungen und endlich mit seiner „Laidion oder die Eleusiniſchen Geheimniſſe“ (1744) betrat er den Boden der erotiſchen Literatur dieſer Zeit, ging aber bald in ſeiner immer mehr hervortretenden ſinnlichen Darſtellung ſo weit, daß ſein Meiſter, Wieland, ihn ſelbſt das „apokalyptiſche Thier“ nannte. Trotz dieſes diametralen Gegenſatzes in den Lebensanſchauungen, war Heiſe, — von ſeinen Freunden „Roſt“ genannt, — dennoch in dem Jacobiſchen Kreiſe ſehr gerne geſehen, da ſeine Lebendigkeit und Regſamkeit belebend wirkte. Jacobi urtheilt über ihn gegen Goethe: „der arme Roſt hat kein Herz; ſeine Seele iſt in ſeinem Blute, ſein Feuer iſt bloße Blut der Sinne, darum hat mir Laidion nie recht behagen wollen. Ergötzt hat ſie mich ausnehmend, aber nicht gerührt, nicht erweckt, mir nicht wohlgethan.“ —

Heiſe blieb bis 1780 in Dülſſeldorf und Bempfort, wo er mit Georg Jacobi die von dieſem mit ſeinem Bruder Friß gegründete Zeiſchrift „Iris“ redigirte. Durch Studien auf der Bildergalerie erregte, nährte und verſeinerte er ſeinen Kunſtſinn, und ging 1780 nach Italien, wo er drei Jahre lang in Kunſtgenüſſen ſchwelgte. Noch einmal kehrte er nach Dülſſeldorf zurück und erhielt dann 1787 einen Ruf als Privatſecretair und Vorleſer des lebensfrohen Erzbischofs und Kurfürſten von Mainz, Karl Friedrich von Erthal. „Ardinghello oder die glückſeligen Inſeln“ ſind Heiſe's

Hauptwerk, in welchem er seine Ansichten über bildende Kunst und Malerei niederlegte. Seine Briefe an Gleim\*) enthalten vorzügliche Charakteristiken der ausgezeichnetsten Gemälde der Düsseldorfer Bildergalerie.

Auch Georg Jacobi war zu dieser Zeit dauernd in Düsseldorf und Bempelfort, eifrig für die Iris arbeitend. In dieser Zeitschrift veröffentlichte Frik Jacobi auch zuerst eine Reihe von Briefen: „Aus Eduard Allwills Brieffammlung“, welche dann im deutschen Merkur fortgesetzt wurde. Diese anonym erscheinenden Briefe machten großes Aufsehen in der literarischen Welt. Wieland zerbrach sich den Kopf, wer wohl der Autor sein könnte. Man rieth bald auf Goethe, bald auf Georg Jacobi, bis endlich Frik sich zu diesen geistvoll geschriebenen Briefen bekannte. Nun aber wollte man die Vorbilder zu den Personen des Briefwechsels, zu Allwill, zu Clerdon, zu Silly, Clärchen und Amalie in dem Jacobi'schen Familienkreise suchen. Jacobi weist diese Vermuthung entschieden zurück, doch läugnet er nicht, daß er in seiner Umgebung viele Anregung zu seiner Personenschilderung gefunden. „Freilich hat Betty zu meinem Ideal gefessen“ — schreibt er an Wieland — „so eigentlich gefessen, daß ich sie ein paar Mal dazu an meinen Schreibtisch geholt. Uebrigens aber protestire ich gegen alle weitere Application, sowohl im Vergangenen als Zukünftigen.“

\*) Briefwechsel zwischen Heinse, Gleim, Jos. Müller u. — Herausgegeben von Körte, Zürich 1866.

Gerade diese Form des Romans in Briefen ist es, welche Jacobi's Eigenart am charakteristischsten hervortreten läßt. In dieser Form, so wie in der ebenfalls von ihm sehr beliebten Form des Gesprächs, konnte er an die Darstellung der äußeren Anschauung seine innersten Empfindungen und Gedanken anknüpfen. So geben uns denn auch diese Briefe ein klares Bild von dem inneren Geistesleben des Verfassers. Heute freilich, wo der Geschmack sich so sehr geändert hat, ja ich möchte sagen, materialistischer geworden ist, wird der Leser sich schwerlich durch Alwills Brieffammlung sehr erbaut finden, damals aber machte sie Epoche.

In seiner amtlichen Stellung hatte Jacobi sich inzwischen mehr und mehr die Gunst seiner Vorgesetzten erworben. Besonders hervorgehoben wird eine Abhandlung über die gewerblichen Verhältnisse des Bergischen Landes, zu deren Studium er eine Reise durch die industriellen Bezirke gemacht hatte. Sein Gönner und Freund, Graf von Hompesch, nunmehr wirklicher Staatsminister, hatte ihn dem Kurfürsten angelegentlichst empfohlen, und Karl Theodor wünschte ihn persönlich kennen zu lernen. Jacobi unternahm deshalb Anfangs 1775 eine Reise nach Mannheim, um sich bei Hofe zu präsentiren. Hieran knüpfte er zugleich die Hoffnung, daß es seinem persönlichen Einflusse gelingen möge, die Geldforderungen, welche die Hofkammer noch an seinen Vater machte, niederschlagen zu lassen. Nachdem er zehn Tage in Mannheim zugebracht, von geschäftlichen Ange-

legenheiten ganz und gar in Anspruch genommen, reiste er nach Carlsruhe, wo er die persönliche Bekanntschaft Klopstock's machte. Beide Männer traten sich alsbald näher und gewannen sich lieb. Klopstock begleitete Jacobi zurück nach Mannheim, und blieb dort noch sechs Tage mit ihm zusammen, — Tage, welche Jacobi in seinen Briefen als höchst anziehend, anregend und genußreich schildert. Im März kehrte er nach Düsseldorf zurück und nahm seine Studien und Arbeiten wieder auf.

Goethe und Klopstock, seine neugewonnenen Freunde, beschäftigten seinen Geist in so hohem Maße, daß Wieland ganz eifersüchtig wurde und ihm am 9. April schrieb: „Goethe und Klopstock haben sich Ihrer Seele bemächtigt, und neben diesen beiden ist für Wieland kein Platz.“ Bald nachher erkrankte Jacobi so heftig, daß man eine zeitlang an seinem Aufkommen zweifelte. Er selbst hatte alle Hoffnung auf Wiederherstellung fast aufgegeben. Im Laufe des Sommers und des Herbstes erholte er sich jedoch wieder, und den 23. November 1775 schreibt er an Wieland: „Ich reiche Ihnen meine noch lebende Hand, diese heilige Hand, welche das stygische Ufer berührt hat, und deren Fingerspitzen schon über die furchtbaren Wellen gleiteten“. Dem Sommeraufenthalt in dem frischen, dufenden, stillen und friedlichen Garten zu Bempelfort schrieb er hauptsächlich seine Genesung zu. —

Bald nachher trat ein für Jacobi's häusliche Ver-

hältnisse sehr wichtiges Familienereigniß ein. Sein Schwiegervater, der reiche Handelsherr und Tuchfabrikant Esaias von Clermont, war in Baelz gestorben und hatte ein sehr bedeutendes Vermögen hinterlassen. Frau Betty reiste nach Baelz, um der Theilung des väterlichen Nachlasses beizuwohnen, wodurch sie in den Genuß eines ansehnlichen Vermögens gelangte. Jetzt hielt sich Jacobi aller Sorge für seinen Vater und für sich und die Seinigen überhoben. Im September sollte Betty zurückkehren, und zu ihrem Empfange arrangirte er in seinem Hause in der Stadt ein Familienfest, über welches er seiner Freundin Sophie La Roche am 27. September berichtet. Wir ersehen aus diesem Bericht, daß das Fest in dem Hause in der Neustraße Statt fand, und werden über die Einrichtung dieses Hauses, mit dem Saale nach dem Walle, vollständig belehrt. Unter den nicht zur Familie gehörigen Gästen finden wir nur den Rector Reiz und Jacobi's Freund Schenk. Das innige Verhältniß zwischen allen Familienmitgliedern tritt klar hervor. Es werden Lieder von Georg Jacobi gesungen, „und Alle waren von der lieblichsten Nührung ergriffen“. Dann wurde der Hausfrau bei der Tafel ein bekränzter Familienpokal mit Punsch überreicht — „denn Betty mag keinen Wein, aber Punsch trinkt sie gerne, wenn er ganz kalt ist“ — unter Anstimmung eines neuen Liedes nach der Melodie „Ohne Lieb und ohne Wein“, worin „Lenchen“ die Solostimme sang und die andern im Chor einstimmten. „Betty war aufgelöst bis ins innerste

Leben; während der zweiten Strophe schossen ihr die Thränen die Backen herunter, sie blickte ihre Kinder an, dann mich“ — schreibt Jacobi, — faßte mich mit beiden Händen und sah zum Himmel, mit einem wunderbaren Ausdruck von Würde und Demuth, Dank und Flehen.“ —

Aus den nun zunächst folgenden Briefen geht zwar nicht bestimmt hervor, ob Friß Jacobi schon jetzt, durch ein Abkommen mit dem Vater, der wirkliche Eigenthümer des Gartens geworden sei; soviel steht jedoch fest, daß die verbesserte finanzielle Lage auf die fernere Entwicklung dieses friedlichen und herrlichen Familiensitzes nicht ohne Einfluß blieb. Schon im nächsten Sommer sehen wir, wie gewöhnlich, die ganze Familie dort wieder vereinigt. Besuche kommen von nah und fern, so Georg Forster, der eben von der mit Cook ausgeführten Reise um die Welt zurückgekehrt war, und einige Zeit in Pempelfort verweilte, Graf Hompesch, Graf Nesselrode und viele Andere, darunter auch der „giftige Heinse“, wie Forster ihn nennt. Forster erfreut die Gesellschaft durch interessante Erzählungen von seiner Reise, Georg Jacobi entzückt bei den gelegentlich arrangirten Gartenfesten den Kreis durch seine gefühlvollen Lieder, von welchen für uns, ohne Zweifel, das „Schifferlied auf dem Düsseldorf“ von besonderem lokalen Interesse sein wird, wenn wir auch gestehen müssen, daß gewiß eine rege dichterische Phantasie dazu gehören mußte, diesem uns wohlbekannten Ge-

wässer einen poetischen Gedanken abzugewinnen. Die Verse lauten:

Bei der stillen Mondes-Helle  
Treiben wir mit frohem Sinn  
Auf dem Bächlein, ohne Welle,  
Hin und her und her und hin.

Schifflein! gehst und kehrest wieder,  
Ohne Segel, ohne Mast.  
Bächlein! trägst uns auf und nieder,  
Spielend mit der kleinen Last.

Nichts zu fürchten, nichts zu meiden  
Ist, so weit das Auge sieht.  
Flüstert leis, ihr jungen Weiden!  
Mädchen, singt ein Abendlied!

Jetzt, wo Jacobi sich in einer so günstigen finanziellen Lage befand, wurde ihm von vielen seiner Freunde dringend angerathen, sein Amt bei der Hofkammer aufzugeben, um sich ganz dem Studium und der literarischen Thätigkeit widmen zu können. Er ging jedoch nicht darauf ein, sondern wirkte nach wie vor mit großer Gewissenhaftigkeit und mit nicht minder großem Erfolg in der ihm zugewiesenen Sphäre des Zolldepartements. Seine Studien und seine schriftstellerischen Arbeiten ruhten aber deshalb keinesweges. Eifrig verfolgte er alle neueren Erscheinungen sowohl in der deutschen als der ausländischen Literatur, Kunst und Wissenschaft, correspondirte unausgesetzt mit seinen Freunden, und arbeitete fleißig für die Iris und den deutschen Merkur.

Schon 1777 erschien in der letztgenannten Zeitschrift der erste Abschnitt des „Woldemar“, dieses bedeutendsten Erzeugnisses des Jacobi'schen Geistes, unter dem besonderen Titel: „Freundschaft und Liebe“. Wieland, welcher so eben für das Theater in Mannheim im Auftrage des Kurfürsten Karl Theodor, durch den Minister von Hompesch angeregt, die Oper „Rosamunde“ gedichtet hatte, war von dem Woldemar ganz entzückt. Auch Lessing, welchem Jacobi die Schrift zugesandt hatte, dankt in herzlichen Worten, und sendet als Gegengabe den eben vollendeten „Nathan der Weise“. — Hieran knüpfte sich die erste Bekanntschaft Jacobi's mit Lessing, welche einen eifrigen Briefwechsel zur Folge hatte. Erst 1781 kam Jacobi dazu, unter dem besonderen Titel „der Kunstgarten; ein Gespräch“, die Fortsetzung des Woldemar erscheinen zu lassen, welche nicht minderes Aufsehen erregte, als der erste Abschnitt.

Auch im Woldemar ist das Gefühl vorwiegend, wie im Alwill; beide hatten viele Angriffe zu bestehen. Interessant für die Kenntniß der Jacobi'schen Geistesrichtung ist sein späterer Brief an Hamann, zur Widerlegung dieser Angriffe. Er schreibt unter dem 12. August 1782 \*):

„Meine Absicht bei Woldemar wie bei Alwill ist allein diese: Menschheit wie sie ist, begreiflich und unbegreiflich, auf das gewissenhafteste vor Augen zu legen.

\*) Jacobi's Werke II. 364.

Mir dünkt, unsere Philosophie ist auf einem schlimmen Abwege, da sie über dem Erklären der Dinge die Dinge selbst zurückläßt, wodurch die Wissenschaft allerdings sehr deutlich und die Köpfe sehr hell, aber auch in demselben Maße jene leer und diese feicht werden. Nach meinem Urtheil ist das größte Verdienst des Forschers, Dasein zu enthüllen. Erklärung ist ihm Mittel, Weg zum Ziele, nächster, niemals letzter Zweck. Sein letzter Zweck ist, was sich nicht erklären läßt, das Einfache, das Unauflöbliche. Hiervon ein und anderes näher an das Auge zu bringen, überhaupt Sinn zu regen, und durch Darstellung zu überzeugen, war meine Absicht. Ich wollte, was am Menschen der Geist vom Fleische unabhängiges hat, so gut ich könnte, ans Licht bringen, und damit der Nothphilosophie unserer Tage, die mir ein Gräuel ist, wenigstens meine Irreverenz bezeigen. Einige haben sich an der Ehrlichkeit, womit ich hierbei das *suum cuique* befolgt, gestoßen, welches mich fast bedenklich gemacht hat über meine Methode, ob sie doch zum Ziele führe, oder doch mißtrauisch gegen meine Geschicklichkeit und Kräfte, sie zu handhaben und Andern gerecht zu machen.“ —

Der Zweifel und der Zwiespalt, welcher damals noch in Jacobi's Seele herrschte, ergiebt sich aus demselben Briefe, an dessen Schluß es heißt: „Unsere Sinne, unser Verstand, unser Wille sind öde und leer, und der Grund aller speculativen Philosophie nur ein großes Loch, in das wir vergeblich hineinschauen. Ich kann nicht

beschreiben, wie mir geschah, da ich jenes Loch zuerst gewahr wurde, und nun weiter nichts, als einen ungeheuren, finstern Abgrund vor mir sah. — Licht ist in meinem Herzen, aber so wie ich es an den Verstand bringen will, erlöscht es. Welche von beiden Klarheiten ist die wahre? die des Verstandes, die zwar feste Gestalten, aber hinter ihnen nur einen bodenlosen Abgrund zeigt? oder die des Herzens, welche zwar verheißend aufwärts leuchtet, aber bestimmtes Erkennen vermissen läßt? Kann der Mensch Wahrheit ergreifen, wenn nicht in ihm jene beiden Klarheiten zu Einem Lichte sich vereinigen? Und ist die Vereinigung anders, als durch ein Wunder denkbar?“

Die dienstlichen Arbeiten Jacobi's hatten die Aufmerksamkeit der Regierung immer mehr auf sich gezogen. Namentlich war es sein Entwurf und Plan zur besseren Ordnung und Verwaltung der Landzölle, welcher den Finanzen des Landes größere Vortheile in Aussicht stellte. Durch den am 30. December 1777 erfolgten Tod des Kurfürsten Maximilian Joseph von Bayern, des letzten Sprossen des Pfalz-Bayerischen Hauses, war Karl Theodor nun auch Kurfürst von Bayern geworden, und verlegte 1778 seine Residenz von Mannheim nach München. Der Minister von Hompesch wurde von ihm nach Bayern berufen, und zog bald unseren Fritz Jacobi, mit welchem er ja so sehr befreundet war, ebenfalls dorthin. Er wurde Ministerial-Referent über das gesammte Zoll- und Commerz-Wesen, mit dem Titel eines Geheimen

Raths und einer Gehaltszulage von 1000 Gulden nebst Futter für zwei Pferde.

Nur sein Interesse für das Wohl des Landes konnte Jacobi bewegen, seinen Familienkreis und seinen Garten in Bempelfort zu verlassen und dem Rufe seines Freundes und Gönners nachzukommen. Aber auch gerade dieses Interesse war es, welches ihn schon nach vier Monaten wieder in die Heimath zurückführte. Die national-öconomischen Ansichten, welche Jacobi in München entwickelte, durchaus gegen alle Hemmung des freien Verkehrs gerichtet, fanden dort gar keinen Anklang. Als man nun das Bayerische Mauth-System in den Herzogthümern Jülich und Berg einführen wollte, trat er in die entschiedenste Opposition dagegen und zog sich dadurch viele Feinde zu. Die Mißstimmung gegen ihn wurde um so größer, da er in den „Bayerischen Beiträgen zur Literatur“ mit einem Aufsätze „Gegen die beliebte Thorheit der Leitung des Handels durch Auflagen und Verbote“ gleichsam an das Publicum appellirte. Ueberhaupt sagte ihm das Leben in München, wo Karl Theodor bald in die Hände der Jesuiten und der Maitreffen gefallen war, durchaus nicht zu, und er sehnte sich nach seinem „geliebten Bempelfort“ zurück. Sein Wunsch sollte bald erfüllt werden, denn im Sommer 1779 kehrte er, ziemlich in Ungnaden entlassen, wieder heim; jedoch hatte man ihm vorläufig noch seinen Titel und sein Gehalt belassen.

Jetzt finden wir ihn wieder in Bempelfort, sich ganz

und gar den Studien und dem Genuß der gemüthlichen Freuden des Landlebens und seines Familienkreises hingebend. Aus seinen vielen Briefen aus dieser Zeit, an Lessing, an Forster, welchem er eine einträgliche Stelle in der Administration der Jülich-Bergischen Landzölle verschaffen zu können hoffte, um ihn dadurch dauernd an Düsseldorf zu fesseln, ferner an Elise Reimarus in Hamburg, und an viele andere, ersehen wir das Behagen, welches er fühlte, wieder zu Hause zu sein.

Im Sommer 1780 finden wir Jacobi auf einer Reise nach Norddeutschland, um seine beiden ältesten Söhne, Johann Friedrich, jetzt 15 Jahre alt, und Georg Arnold, 12 Jahre alt, welche eine Zeit lang im Hause des Mathias Claudius, „des Wandsbecker Boten“ zu Wandsbeck gewesen waren, wieder abzuholen. Auf dieser Reise besuchte er Lessing in Wolfenbüttel, und verlebte schöne Stunden mit ihm; in Hamburg traf er mit Klopstock zusammen, verweilte längere Zeit bei Claudius in Wandsbeck, wo er viele neue Bekanntschaften machte, u. a. auch der Gräfin Julie Reventlow, mit welcher er später fleißig correspondirte. Dann trat er mit seinen Kindern die Heimreise an. Wiederum verweilte er bei Lessing, und verkehrte in Braunschweig auch mit dem alten Hofprediger Jerusalem, einem der aufgeklärtesten Männer seiner Zeit, dem Vater des jungen Jerusalem, der sich 1772 in Weklar erschöpf und Goethe den Stoff zu „Werther's Leiden“ gegeben hatte. Auch bei Gleim in

Halberstadt hatte er vorgesprochen, die Bergwerke des Harzes besucht, und in Münster machte er die Bekanntschaft des Ministers Frh. von Fürstenberg, Dohm's, des holländischen Professors Hemsterhuy's, Buchholz u. Anderer, in dem Kreise, den dort seit 1779 die Fürstin Gallizin um sich versammelt hatte, und wo er Verbindungen anknüpfte, auf welche wir später noch zurückkommen werden.

Im September 1780 kehrte Jacobi nach Düsseldorf zurück, voll der Eindrücke, die er auf der Reise gesammelt hatte. Seine Freude, sich wieder in seinem lieben Garten zu Pempelfort zu befinden, bekundet uns ein Brief vom 30. October 1780 an Heinsse, der ebenfalls Düsseldorf verlassen hatte und jetzt sich in Genua befand. Nachdem Jacobi ihm die Eindrücke der Reise geschildert, fährt er fort:

„Was ich Ihnen am liebsten erzählen möchte, guter freundlicher Heinsse, und was ich Ihnen zu erzählen am wenigsten im Stande bin, ist die unendliche Seligkeit, die ich fühlte, hier wieder in meinem Pempelfort zu sein. Als ich zum Hofe hereinfuhr, es war, als hätten die Thore des Paradieses sich mir eröffnet. In demselben Augenblick sah ich Betty, und hinter ihr her Franz, May, Clärchen mir entgegen fliegen. Die zwei älteren, die ich zurückbrachte (Fritz und Georg), stürzten zu den beiden Thüren des Wagens heraus, und liefen der Mutter in den Weg. Es war ein Herzen und Küssen durcheinander, als ob wir alle blind wären. Ich hörte

aber doch meine Kinder, die sich unter dem Küssen einander zuriefen: Kennst du mich noch? und du? und du? Ja, du bist Dieser! und du bist Der! — Ich heiße Glärchen! und ich bin der Max! — Bruder und Schwester waren unterdessen auch herbeigekommen. Und nun zog der ganze Haufe hin zum alten Großvater, der äußerst gerührt war, und sich vor Freude nicht zu lassen wußte.“

„Meine Wonne nahm mit jeder Stunde zu. Seit eilf Wochen hatte ich weder Ruh noch Raft genossen, war, — Sie müssen mir ein Gleichniß verzeihen — wie Orpheus von den Bacchantinnen umhergetrieben worden, hatte mich lange schon nach Freiheit und Stille mit der Inbrunst der höchsten Leidenschaft gesehnt. Beide fand ich hier in vollem Maße, fand sie mit allen ihren Lieblichkeiten. Und siehe, meine zerstreuten, abgematteten Sinne waren, wie durch ein Wunder, auf einmal wieder gesammelt, erfrischt und gestärkt. Ja, mein Trauter, es war nicht anders, als wäre ich am Orte aller verfliegenen Kräfte meines Lebens, und sie empfingen mich in himmlischen Tänzen. Meine freundliche Wohnung, die alle Blicke jedes Lichtes einläßt, mein lieber Garten, von dem wackeren Louis mit spät blühenden Gewächsen der vier Welttheile voll geschmückt; Alles, Alles entzückte mich, und je länger, je mehr. Ich besah unaufhörlich meine Habe, und konnte sie nicht ermessen. Mein war die ganze Welt. Selbst der Mond und die Sonne am hohen Himmel; sie schienen auf eine so eigene Weise auf

meinen Platz, daß es mir immer mehr so vorkommen mußte, als gehörten sie nur dazu, als wären sie mein, wie der Boden da, wie die Bäume, die ich gepflanzt habe, und ich ließe alle Menschen nur von seinem Uebrigen bescheiden. Lieber! und so ist es seitdem alle Tage gewesen, und so ist es heute wieder. Wenn schon meine Blumen verwelkt sind und meine Bäume meist entblättert, wenn schon dicker Nebel mir Luft und Boden verderbt, und von dem kurz gewordenen Tage noch die Hälfte raubt, eben froh bin ich dennoch immer, sehe in dem allen bloß das Jahr, das sich nun rascher wenden will, und den näheren Frühling, der mir immer schöner wiederkommt. Immer schöner, Sie sollen's sehen, bester Heinsje, wenn Sie wiederkommen, und immer glühender mein Herz, offener, muthiger und besser" &c.

Auf der Rückreise von seinem Ausfluge nach dem Norden, hatte Jacobi die Nachricht erhalten, daß es den in München gegen ihn geschmiedeten Cabalen gelungen war, ihm das bezogene Gehalt als Geheime-Rath wieder zu entziehen. Er war darüber in höchstem Grade entrüstet, nicht wegen des Ausfalls an Einnahme, denn den konnte er jetzt schon verschmerzen, sondern wegen der Art und Weise, wie man mit ihm verfahren hatte. Von allen Seiten riethen ihm seine Freunde, besonders auch Lessing, nunmehr dem Staatsdienst ganz zu entsagen, und sich nur den literarischen Arbeiten zu widmen. Jacobi konnte sich aber nicht entschließen, seine Entlassung zu beantragen. „Hängen Sie ihren Cameral-

geist ganz an den Nagel“, — schrieb ihm Lessing — „und setzen Sie sich ruhig hin und vollenden Sie ihren Woldemar!“ — aber Jacobi beharrte bei seinem Entschluß und gab seine Demission nicht, sondern blieb in seinem Posten bei der Hofkammer nach wie vor. —

Bei dem Zusammensein mit Lessing hatte er diesen sehr leidend und verstimmt gefunden, und glaubte, daß eine Luftveränderung und Ruhe dem Kranken sehr wohl thun werde. Er ladete ihn dringend zu sich ein nach Bempelfort, wo er ihm „ein kleines Haus, welches unten drei artige Zimmerchen, zwei Kammern unter dem Dach, Boden, Küche und Keller hat, und noch einen hübschen Raum, der ehemals ein Saal war, gegenwärtig aber vacirender Kuhstall ist, doch mit allen Möglichkeiten, wieder ein Saal zu werden,“ zur Verfügung anbot. Ich halte dafür, daß es das kleine Gebäude ist, welches an das große, später umgebaute Haus anstößt. — „Leise Munterkeit um Sie herum, ruhiges Leben ohne Todtenstille; herzliche, — o sehr herzliche Pflege, und doch nicht mehr als Sie wünschen; grenzenlose Freiheit; kurz, eine gute, bequeme Lage“, konnte Jacobi seinem Freunde in Aussicht stellen. Aber Lessing kam nicht, und schon im folgenden Jahre 1781 starb er.

Im März 1781 finden wir bei Jacobi interessanten Besuch. Es ist die Fürstin Amalie von Gallizin, geborene Gräfin von Schmettow, und Hemsterhuys, — Diotima mit ihrem Diocles — diese merkwürdige Frau, welche dem Leben der großen Welt

entsagte, als ihr Gemahl russischer Gesandter im Haag war, sich in der Nähe ein Landhaus einrichtete, welchem sie den Namen Niet t'huys (Nicht zu Hause) gab, um dort ungestört, mit einem Kreise von Gelehrten, ganz den Wissenschaften zu leben. Ihr erster Mentor war Hemsterhuys, dessen praktische Richtung in der Philosophie und dessen Vorliebe für die Kunst durchaus den Anforderungen der Freundin entsprach. 1779 war sie nach Münster gekommen, herangezogen durch den Minister von Fürstenberg, dessen Grundsätze für Erziehung und Bildung sie lebhaft interessirten. Hier hatte sich ein Kreis gelehrter Männer um sie zusammen gefunden, in welchem auch, wie wir oben sahen, Friß Jacobi, 1780, sehr entgegenkommende Aufnahme fand. Die Fürstin Gallizin und Hemsterhuys blieben eine ganze Woche im Jacobi'schen Hause in der Stadt, da der Auszug in den Garten immer erst im April Statt fand. Den 8. März schreibt Jacobi über diesen Besuch an Lavater, „die Fürstin modellirte mich und Hemsterhuys gab sich an's Zeichnen. Drei verschiedene Zeichnungen hat er von mir gemacht, keine schlecht, aber die mittlere zum Erstaunen ähnlich. Diese hat Heß (damals als Lehrer der Kupferstecherkunst bei der Akademie angestellt) sogleich in Kupfer gestochen, und man kann nicht glücklicher“. — Er sendet das Bild an Lavater, „da der Schattenriß in der Phisionomik weder von ihm selbst noch von seinen Freunden erkannt worden sei.“

Im Sommer 1781 erwiedert Jacobi den Besuch in Münster und tritt dem dortigen Kreise immer näher. Sein Briefwechsel mit Lavater, Dohm, Forster, Elise Reimarus zc. ist sehr lebhaft. Auch mit dem damals noch unbekanntem Verfasser der „Lebensläufe in aufsteigender Linie“ (v. Hippel) trat er in schriftliche Verbindung. Gleichzeitig faßte er den Plan zur Herausgabe seiner bisherigen Schriften und 1781 erschien der erste Band derselben unter dem Titel: „F. H. Jacobi's vermischte Schriften“. Er enthält Mwill's Briefwechsel und Einzelnes aus Woldemar. Dann veröffentlichte er eine Abhandlung „Ueber Recht und Gewalt“, hauptsächlich gegen Wieland gerichtet, mit welchem er sich seit 1777 fast ganz überworfen hatte. Hieran schloß sich (1782) „Etwas was Lessing gesagt hat“, worin es sich vornehmlich um Inhalt und Zweck des Rechtes handelt. Die Ansichten, welche Jacobi hier entwickelt, zogen ihm viele Gegner auf den Hals, während Herder sich mit denselben durchaus einverstanden erklärte. Die Einen hielten Jacobi, wegen seiner Ansichten über Freiheit und Recht, für einen ausgesprochenen Demokraten, während er von Anderen, wegen einiger Aeußerungen in dem Aufsätze: „Etwas was Lessing gesagt“, welcher zugleich ein Commentar zu Johannes Müller's „Reisen der Päpste“ war, für einen Papisten erklärt wurde. Durch die „Erinnerungen gegen die Gedanken Verschiedener“ antwortete Jacobi darauf. Wir sehen aus diesen Schriften, wie thätig Jacobi arbeitete, trotz seiner sehr angegriffenen

Gesundheit, und des immer noch sich erweiternden Briefwechsels, in welchen zu den schon genannten Personen auch noch Herder und Hamann eingetreten waren.

Das Jahr 1782 hatte in Bezug auf Jacobi's persönliche Verhältnisse manches Mißgeschick gebracht. Aus einem Briefe an seine Freundin Elise Reimarus vom 5. Dezember 1782 ersehen wir, „daß er sehr in die Enge getrieben worden,“ wie er es kaum in seinem Leben gewesen sei. „Stürme und Raper, und neben diesen Unfälle zur See, verringerten seit 1781 meine Einkünfte um ein gutes Drittel, welches um so härter fiel, da ich in der Stadt ein Haus gekauft hatte, und dort sowohl, als in Pempelfort, im Bauen begriffen war zc.“ Ob dieses Haus dasjenige war an der Ecke der Neustraße, wo er bisher gewohnt hatte, oder ein anderes, habe ich nicht ermitteln können. Im Garten zu Pempelfort scheinen sich die Bauten für jetzt noch auf Erweiterungen des bisherigen Hauses beschränkt zu haben, da die Besuche der Freunde sich mit der Erweiterung seiner Bekanntschaften sehr vermehrten.

Aus den Briefen an die Fürstin Gallizin während des Jahres 1783 können wir entnehmen, in welche intimere Beziehungen Jacobi zu dieser geistreichen Frau — „seiner geliebten Amalie“ — getreten war. Seinen zweiten Sohn Georg hatte er nach Münster aufs Gymnasium geschickt und der besonderen Obhut der Fürstin anvertraut. Trotz seiner fortwährend angegriffenen Gesundheit arbeitete Jacobi unausgesetzt, und seine Ab-

handlung über Mirabeau's Werk „des lettres de cachet“, fällt in diese Zeit. So kam der Winter 1783 auf 84 heran, welcher ihm so großes Leid bringen sollte. Sein dritter Sohn, Franz, war heftig erkrankt und starb den 8. Januar 1784 in der Wohnung zu Bempelfort. Er war die schönste Hoffnung des Vaters gewesen. Die Mutter hatte sich ganz der Pflege des erkrankten Kindes hingegeben, und war durch dessen Tod so angegriffen, daß sie selbst auf das Krankenlager geworfen wurde, von welchem sie nicht wieder erstehen sollte. Den 9. Februar 1784 starb sie, und hinterließ ihren Mann in verzweiflungsvollem, trostlosem Zustande. Er brauchte mehrere Tage, ehe er sich nur soweit erholen konnte, den Trauerfall seinen Freunden mitzutheilen, und aus diesen Briefen ersehen wir nicht nur den tiefsten Schmerz über diese Lösung des herrlichsten Familienbandes, sondern auch das erhabene religiöse Gefühl Jacobi's und sein gläubiges Gottvertrauen.

Den 13. Februar schreibt er an seinen Schwager Johann Arnold von Clermont nach Baels; „Unsere Heilige, mein Freund, ist an ihrem Orte. Ich bete zu ihr und sie hilft mir. Ihr Geist hat mich nicht verlassen, und er heißt mich, Sie zu trösten. Gehorchen Sie diesem seligen Geiste, wie ich selbst ihm zu gehorchen suche. — Betty lebt! — O, daß ich es aussprechen könnte, wie es in meiner Seele tönt: Sie lebt! Ich habe nun, was ich so oft vom Himmel forderte: ein Zeichen der Unsterblichkeit und Gottes; und sie, deren

ganzes Wesen Aufopferung war, die Unsträfliche, die Heilige, sie starb, um dieses Zeichen mir zu geben, um dies Zeugniß mir zu lassen, damit ich ewig bei ihr bliebe! — Gewiß und wahrhaftig, was sie belebte, war ein Geist aus der Höhe, nicht ein Werk des Staubes, der aneigt zerfällt; der ihn erschaffen hat, ist Gott, ist ein Gott, der die Menschen liebt — denn wie liebte sie nicht die Menschen! — Mit der innigsten Empfindung habe ich tausendmal zu ihr gesagt: Betty, du bist ein göttliches Geschöpf! Aber ich selbst verstand nicht den ganzen Inhalt meiner Rede. Und sie fuhr fort, immer göttlicher zu werden, bis die Hülle von ihr abfiel, und ihr Geist mir vor Augen stand. Wie ich dich anschau, seliger, erhabener Geist! du weißt es, und du bist zufrieden; denn ich sehe und fühle, daß du nicht entweichst. O, bleibe, und daß nie mein Auge wieder ganz zur Erde sinke!“ zc.

An Frau Johanna Schloffer, geborene Fahlmer, schreibt Jacobi den 25. Februar: „Ich sah das Angesicht eines Engels, und ich bin gewiß, sie fühlte in dem Augenblick, daß sie den Weg zum Himmel gehe, und daß sie Menschen segnen könnte.“ In einem späteren Briefe an seinen neugewonnenen Freund Hamann spricht er sich folgendermaßen über den Trauerfall aus: „Ich hatte zwanzig Jahre lang, von meinem 21. Jahre an, mit ihr gelebt, und nie erblickt, was ihr an Reinheit des Herzens und Größe der Seele, an Liebe, Treue und himmlischem Wohlthun gleich war. Niemand, der es

nicht erfahren hat, kann wissen, kann nur ahnen, was das heißt: über alles zu lieben und zu verehren, was nun todt ist, nun auf immer unserem Anschauen, unserem Wohlthun, unserem heißen, verzehrenden Dank entzogen; der Zustand, worin diese schreckliche Trennung mich versetzte, hat keinen Namen. Ich hätte nie gedacht, daß man auf dieser armen Erde so traurig werden könnte“ zc.

Mit seinen beiden noch im Hause befindlichen Kindern, dem 9 jährigen Max und der 7 jährigen Klara, fühlte Jacobi sich nun sehr vereinsamt. Der älteste Sohn Frix war bei seinem Oheim Clermont in Aachen, der zweite, Georg, in Münster. Nur die sorgfältige Pflege seiner Schwestern Charlotte und Helene konnte ihn wieder aufrichten. Beide hatten sich ganz dem Bruder gewidmet und haben treu bei ihm ausgehalten bis zu seinem Tode.

Von seinen Freunden erhielt Jacobi zahlreiche Beileidsbezeugungen, von denen ich nur den kurzen Brief Herder's vom 4. März 1784 erwähnen will, in welchem es heißt: „Ich bin zu Ihrem Schmerz stumm, wie Sie, und fühle ganz Ihre Wunde, da ich Ihre Abgeschiedene zwar nicht der Person nach, aber durch Nachrichten so kenne, als ob ihr Bild vor mir stände. Aber fassen Sie sich, seien Sie Mann, Philosoph und Christ, das letzte tröstet am meisten. Wir gehen hier verkleidet umher; bei der Entkleidung werden wir erst, was wir sein sollen und sein werden. Aller göttliche Trost mit Ihnen, und Balsam in ihr Innerstes“. —

Der Aufforderung der Fürstin Gallizin folgend, und von der Reise Milderung seines Schmerzes hoffend, begleitete Jacobi seine Freundin nach dem Bade Hofgeismar. Ein zahlreicher Kreis versammelte sich hier um die geistreiche Frau, und Jacobi erneuerte alte Bekanntschaften, und lernte andere Männer kennen, u. a. auch Sömmerring, den berühmten Anatomen und Arzt. Hier war es auch, wo Jacobi die Fürstin auf die Schriften Hamanns aufmerksam machte, und dadurch die Veranlassung wurde, daß diese den schon berühmt gewordenen Philosophen, „den Magus im Norden“, wie er sich selbst genannt, nachdem ihn der Präsident von Moser in Darmstadt, sein Gönner, einst so bezeichnet hatte, als Erzieher ihres Sohnes zu haben wünschte.

In Hofgeismar erholte und beruhigte sich Jacobi sehr. Er folgte von dort einer Einladung Goethe's und Herder's nach Weimar, wo er auch seinen Freund Claudius aus Wandsbeck und viele andere Bekannte fand. Auf der Hinreise besuchte er den Freiherrn von Dalberg, damals Statthalter in Erfurt, (der später durch Napoleon zum Fürst-Primas des Rheinbundes und Großherzog von Frankfurt ernannt wurde,) wo er den Grafen Friedrich von Stadion kennen lernte. In Weimar verlebte er herrliche Tage. „Die Geschichte meines dortigen Aufenthalts ist zu reich, als daß ich sie erzählen könnté“, schreibt er am 11. October an die Fürstin Gallizin. — „Goethe, da er mich unversehens

ins Zimmer treten sah, wurde vor Freude blaß. Herder's Seele öffnete sich mir gleich nach den ersten Umarmungen. Es war uns allen unaussprechlich wohl!" An Hamann aber schreibt er: „die anhaltende Bewegung, die beständige Abwechslung von Gegenständen und Gedankenformen, vornehmlich aber die seligen Tage, die ich zu Weimar lebte, haben mir ungemein wohlgethan, und ich bin gegenwärtig gesunder, als ich seit langer Zeit nicht war.“

Seit dem Tode seiner geliebten Betty finden wir eine auffallende Wandelung, ja gleichsam einen Wendepunkt in dem Geistesleben Jacobi's. Was er bisher durch Lebenserfahrung, durch gesellige Unterhaltung, oder aus den Schriften anderer erworben, wird in ihm nunmehr zur Waffe gegen den immer sich zur Geltung erheben wollenden übermüthigen Rationalismus, und wir sehen ihn bald als eifrigen Streiter im Kampfe gegen diesen Feind, wobei ihm der gläubige Herder und Hamann treu zur Seite stehen.

In rastloser Arbeit suchte Jacobi nun die ihm einsam verfließende Zeit zu tödten. Schon 1785 beginnt sein Kampf mit Mendelssohn über die Frage, ob Lessing Spinozist gewesen sei? ein Kampf, der sich viele Jahre hindurch hinzog, und zu vielen Streitschriften Anlaß gab. Im Januar 1785 verweilt er in Aachen und in Baelz bei seinem Schwager Clermont, und reiste Ende April nach Münster zu seiner Freundin Amalie Gallizin. „Die Kant'schen Ideen sollen mit“, —

schreibt er an Herder. Es war ein Aufsatz in der Berliner Monatschrift von Kant, „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.“ Dies führte ihn nun zum eingehenderen Studium der Kant'schen Philosophie, besonders der seit 1781 erschienenen „Kritik der reinen Vernunft“, mit welcher er sich durchaus nicht einverstanden erklärte. Am meisten correspondirte er mit Lavater, dem er sich immer näher anschloß, außerdem mit Georg Forster, der damals in Göttingen sich aufhielt, nachdem die von der Kaiserin Katharina von Rußland beabsichtigte Expedition einer Reise um die Welt, der er als Historiograph beigegeben werden sollte, wegen des Türkenkrieges nicht zu Stande gekommen war. Auch mit Dohm correspondirte er, der damals eben seine Schrift über den Fürstenbund beendet. Mit Garve, diesem tiefen Denker, trat er 1786 ebenfalls in briefliche Verbindung. Aus einem Briefe an Garve dürfte eine Notiz über den Freiherrn von Stein nicht ohne Interesse sein. Es handelte sich um die von Leuchsenring in Berlin ausgegangene Schrift „über den Krypto-Jesuitismus“, von welchem Jacobi zuerst Kenntniß erhalten hatte „durch einen Freiherrn von Stein, der ein junger Mann von vorzüglichen Gaben und Kenntnissen ist, und in wichtigen Geschäften von dem Preußischen Hofe gebraucht wird, in dessen Diensten er bei dem Bergwerks-Departement steht.“ — Die Abhandlung „David Hume über den Glauben, Idealismus und Realismus“ ist ebenfalls im Jahre 1786 in Bem-

pelfort geschrieben. Der Streit Lavaters mit den Herausgebern der Berliner Monatschrift, welche den frommen Schweizer des Uebertritts zum Katholizismus beschuldigten, fand in Jacobi einen eifrigen Kämpen für seinen angegriffenen Freund. Seine Abhandlung „Ueber den frommen Betrug“ und seine Briefe an Lavater geben davon Zeugniß. Dann aber hatte er die große Freude, den ihm bis dahin persönlich unbekannt, aber schriftlich ihm innig befreundeten Hamann bei sich in Bempelfort zu sehen.

Den 12. August 1787 kam Hamann in Bempelfort an, um seine Ideen mit dem Freunde auszutauschen und zugleich dort durch eine Trinkkur seine angegriffene Gesundheit wiederherzustellen. Der an die einfachste, ja mitunter jeden Comforts entbehrende Lebensweise gewöhnte Hamann konnte sich in die bequeme und behagliche Häuslichkeit gar nicht recht schicken, und suchte vergeblich alle die kleinen Aufmerksamkeiten, welche ihm von den Schwestern Jacobi's bewiesen wurden, abzuwenden. Fast sechs Wochen blieb der Philosoph bei seinem Freunde, während welcher Zeit viele Besuche in Bempelfort eintrafen, um diesen interessanten Sonderling kennen zu lernen. Als aber endlich die Tage kälter wurden, und die Schwestern Jacobi's ihm einen Pelzschlafrock ancomplimentiren wollten, verschwand er heimlich. Erst Ende October schrieb er an Jacobi aus Münster, um seine Flucht zu entschuldigen: „Hast du denn nicht gemerkt, lieber Jonathan, daß die beiden

Amazonen es gemeinschaftlich darauf angelegt hatten, mich alten Mann um die Ehre meiner ganzen Philosophie, um alle deine günstigen Vorurtheile für selbige, auf denen deine bisherige Freundschaft beruht, zu bringen, und zuletzt uns beiderseits in solche Verlegenheit zu setzen, daß wir uns beide wie ein paar philosophische Gespenster vorgekommen wären?“ — „Ich bin wie ein Engel vom Himmel in deinem Hause aufgenommen worden. Sollte ich nun diese Anstrengung und Uebertreibung des Mitleidens bloß meinen Bedürfnissen und nicht vielmehr deinem Vorurtheil der Freundschaft für mich zuschreiben? Der Schein der größten Undankbarkeit war mir erträglicher als solche Ungerechtigkeit gegen dich und mich selbst. — Wahre Dankbarkeit ist unsichtbar, und thut sich weder durch Bücklinge, noch durch Sprache Genüge, sie kehrt, wie du weißt, dem Gegenstand ihrer Verehrung den Rücken und will nicht gesehen sein“. — An Lavater schreibt Jacobi über diese Zeit: „Ich kann dir nicht sagen, wie der Umgang mit Hamann mich gestimmt hat, schwere Dinge zu glauben. Ein wahres (*πav*) Alles ist dieser Mann, an Gereimtheit und Ungereimtheit, an Licht und Finsterniß, an Spiritualismus und Materialismus.“ —

Ende 1787 erhielt Jacobi ein Schreiben von seinem alten Lehrer und Freund Le Sage aus Genf, mit welchem er seit acht Jahren außer aller Verbindung geblieben war. Aus seiner Antwort entnehmen wir Folgendes, welches uns über Jacobi's häusliche Verhält-

nisse Aufklärung giebt. Er schreibt an Le Sage, den 30. Januar 1788, — — — — — „Seit vier Jahren da ich Wittwer bin, ist der von Hause aus gefaßte Entschluß, mich nicht wieder zu verheirathen, nur noch fester geworden. Ich habe eine Schwester aus der zweiten Ehe meines Vaters, welche mein Hauswesen besorgt, im höchsten Grade die Pflichten einer Mutter bei meinen Kindern erfüllt, und mir eine kostbare Gesellschafterin ist. — Mein ältester Sohn ist schon verheirathet;“ — (es ist Johann Friedrich, welcher sich 1787 im Juli mit seiner Nichte Louise von Clermont in Baelz verheirathet hatte) — „und im Alter von 45 Jahren werde ich bald Großvater werden. Mein Leben ist ganz das eines Gelehrten. Ich arbeite gewöhnlich vom Morgen bis zum Abend; aber diese Arbeit ist oft schwach und fast Null, wegen meiner schlechten Gesundheit. Im Winter sehe ich sehr wenig Leute, aber im übrigen Jahre erhalte ich sehr vielen Besuch von Reisenden, von denen ich diejenigen, welche mich nicht interessiren, rasch expedire, während ich andere festzuhalten suche, was mir gewöhnlich gelingt. Mein Haus in der Stadt, in welchem ich vom November bis April zu wohnen pflegte, habe ich so eben verkauft, und werde künftig das ganze Jahr in einem Landhause zubringen, welches ich hier ganz in der Nähe in Bempelfort besitze.“ Von diesem Jahre an müssen wir also Friß Jacobi's gänzliche Ueberriedelung in seinen Garten zu Bempelfort

datiren, wo er nun Ruhe und Muße zu seinen Arbeiten zu finden hoffte.

Im April 1787 machte Jacobi eine Reise nach Münster, um seinen Hamann und den dortigen Freundeskreis zu besuchen. Im Mai finden wir ihn aber schon wieder in Pempelfort. Briefe an Rehberg in Hannover, den er nach Pempelfort einladet, mit der Bemerkung: „Ein Thomas-town ist zwar mein Pempelfort bei weitem nicht, aber Sie finden hier eben so viel Freiheit und mehr Einjamkeit, Vertraulichkeit und Ruhe“ — an den Grafen Friedrich Leopold von Stolberg, an Gräfin Julie Reventlow, und vor allem an Lavater, sprechen die innere Freude aus, welche er in dieser ländlichen Ruhe empfindet. Da traf ihn der harte Schlag von dem Tode Hamann's, welcher in Münster einer Krankheit erlegen war, als er eben im Begriff stand, mit der Fürstin Gallizin zum Besuch nach Pempelfort zu reisen. Ein Brief an Lavater zeigt uns, wie tief Jacobi den Verlust dieses Freundes empfand.

Bald darauf finden wir Pempelfort von Gästen überfüllt. Herr von Clermont mit seinen Töchtern, die Fürstin Gallizin, Minister von Fürstenberg, Hemsterhuyß, Buchholz mit Frau, Kind und Amme, der Baron von Gleichen, Herr von Sickingen, auch der Fürst Gallizin, welcher jedoch beim Grafen Nesselrode wohnte, — Alle genossen die Gastfreundschaft des Jacobi'schen Familienkreises. Wie mögen die Aileen

und Wege des schönen Parks belebt gewesen sein von den Spazierenden! Welche interessanten Gespräche mögen ausgetauscht worden sein auf den anmuthigen Ruheplätzen! Und zwischen allen diesen Gästen unser Friz Jacobi, anregend und angeregt, und seine Schwestern als liebenswürdigste Wirthinnen! —

Der Schluß des Jahres brachte Jacobi noch den herben Schmerz, seinen alten Vater zu verlieren. Johann Conrad Jacobi, den wir den Stifter des Gartens zu Pempelfort nennen müssen, starb den 28. Dezember 1788. Er war in der letzten Zeit in einen gewissen Stumpfsinn verfallen, und vegetirte gewissermaßen nur so fort, außs sorgfältigste gepflegt und geliebt von Kindern und Enkeln: „Von allem, was auf Erden Freude geben kann, war schon lange nichts mehr sein; und zuletzt wannte er umher ohne Geist, und lebte nur noch von dem Gefühl der unzähligen Widerwärtigkeiten, die ihn aufgerieben hatten“ — schreibt Friz Jacobi den 25. Januar 1789 an seinen Schwager von Clermont. Den ganzen Winter hindurch hatte Jacobi mit Krankheit zu kämpfen gehabt. Durch eine im Frühjahr unternommene Reise nach Holstein, zu seiner Freundin, der Gräfin Julie Reventlow in Emkendorf, hoffte er sich wieder herzustellen. Dort fand er die herzlichste Aufnahme und viele alte Freunde. Auf der Rückreise besuchte er den alten Moejer in Osnabrück, den berühmten Arzt Zimmermann in Hannover, mit dessen eben herausgekommenen Schrift: „Ueber Friedrich d. Gr. und meine Unterredung mit

ihm, kurz vor seinem Tode“ — er sich jedoch durchaus nicht einverstanden erklärte, und gelangte dann nach Pyrmont, um an den dortigen Quellen seine Gesundheit wiederzufinden. In Göttingen verkehrte er mit dem Hofrath Feder, mit dem berühmten Publicisten und Historiker Spittler und anderen Männern der dortigen Hochschule. Aber immer zog es ihn nach seinem lieben Pempelfort zurück, und aus den Briefen, welche er auf dieser Reise schrieb, leuchtet dieses Sehnen fortwährend durch. Im September kehrte er heim, nachdem er vorher noch im Bade Hofgeismar einen Tag bei der Fürstin Gallizin und Fürstenberg zugebracht hatte. „Pempelfort fiel mir, mit seinen hohen Schatten und dunklen Gängen ungewöhnlich auf; und eine Rührung, nicht von der beklemmenden, sondern von jener anderen Gattung, welche die Augenlider weiter macht und die Kanäle des Herzens sanft ausdehnt, wie wenn ein Strom nun in's Meer gleitet und die ersten Wellen schlägt, ergriff mich, da ich hinauf in meine vertraulichen Zimmer kam, und ich weiß nicht, was für ein bedeutender Ausdruck, mit einem: Freund, so lange! mir von allen Seiten her entgegenkam“, schreibt er den 13. September 1789 an Hofrath Feder.

Unter den Gästen, welche in diesem Jahre den Garten zu Pempelfort besuchten, haben wir, neben alten Bekannten noch den Grafen von Windisch-Grätz und vor Allen Wilhelm von Humboldt aufzuführen. Letzterer verweilte im September einige Tage

bei Jacobi, von welchem er an Lavater empfohlen wird mit den Worten: „Sein speculativer Geist, sein außerordentlicher Scharfsinn, werden Dich erfreuen. Ich halte ihn für einen Mann von edler Denkungsart“ u.

Nur zu bald wurde Jacob's Aufmerksamkeit durch die Ereignisse in Frankreich ganz und gar in Anspruch genommen. Er war einer von den Wenigen, die beim Ausbruch der Revolution dieselbe durchaus erkannten und den Verlauf derselben voraussagten. „Die französischen Händel haben mich ganz in das politische Fach geworfen“, — schreibt er den 12. November 1789 an Forster — „ich lese jetzt fast nichts anderes, und bin nicht wenig neugierig, zu sehen, was das Ende meines Treibens sein wird. Campe, der schon im August wußte, daß er mit dem neuen Jahre eine Geschichte der französischen Revolution würde herausgeben können, war weit besser daran.“ Briefe aus Paris von La Harpe und anderen, setzten ihn fortwährend von den neuesten Ereignissen in Kenntniß.

Der rege Verkehr Kommender und Gehender, welcher in dem gastlichen Hause zu Bempelfort sich bewegte, hatte Jacobi veranlaßt, das Haus umzubauen und zu vergrößern, dem zum Theil in veraltetem Geschmack noch angelegten Garten aber theilweise ein anderes Aeußere zu geben. Er ging frisch an die Arbeit, sowohl im Hause als im Garten. An Forster schreibt er im März 1790: „Ich bin in einen solchen Sturm und Drang von Bauen und Pflanzen gerathen, daß ich

Lesen und Schreiben darüber vergessen habe, und kaum meine eigene Hand noch kenne. In meine Pikesche und einen langen weiten Mantel bis an die Augen eingewickelt, handiere ich von der Morgendämmerung bis zur Nacht, seit vielen Wochen, Tag für Tag unter meinen 25 bis 30 Arbeitern im Garten, und beiße zwischen durch mich herum mit allen Zünften des heiligen Römischen Reichs auf meinem Hofplatz und zwischen den Trümmern meines Hauses. In dem Augenblicke, da ich Ihnen schreibe, brechen sie mir von der Backseite in mein Zimmer und ich sehe wirklich durch die Bresche; nebenan werfen sie Wände ein, unterdessen man mir im Vorzimmer Thüre und Fenster zumauert. Glauben Sie, daß ein Philosoph so etwas erleben und seine Personalität salviren kann?"

Ueber den Garten erfahren wir noch Näheres aus einem Briefe an die Gräfin Reventlow. „Wenn Sie Lust haben, beste Julie, Pains-Hill wieder zu sehen, ohne über das Meer zu gehen, so machen sie die Reise nach Bempelfort. Ich habe das leibhaftige Pains-Hill aus meinem Garten gemacht, die Grotte, den Thurm, das gothische Gebäude und dergleichen ausgenommen. Er ist ungesähr noch einmal so groß geworden, als Sie ihn gesehen haben. Der Düffelbach hat einen anderen Lauf bekommen; es sind Berge und Thäler entstanden. — Ich wollte, Lene erzählte es Ihnen. Aber diese würde nur vom Hause sprechen, welches auch noch einmal so groß geworden ist als es war, und ihr unsäglich viel zu

schaffen macht“ zc. Hierzu die Bemerkung, daß unter der Vergrößerung des Gartens, wohl nur eine Erweiterung der Anlagen in parkartigem Geschmack und etwaige Begräumung ungerichteten Buschwerks verstanden werden dürfte, da der äußere Umfang des Gartens heute noch derselbe ist, wie es schon die Pläne von 1776 zeigen. Im April 1790 war auch Alexander von Humboldt zum Besuch in Pempelfort, als er mit Forster seine Reise durch Brabant, Holland, England und Frankreich antrat, wie wir aus einem Briefe Jacobi's an Heine, den berühmten Humanisten und Professor der Beredsamkeit in Göttingen, ersehen, dem er seinen dritten Sohn Max empfahl.

Die nun folgenden Jahre verliefen für Jacobi zwar ohne besondere äußere Trübung, doch konnte er seiner Sorgen wegen der Fortschritte der französischen Revolution nicht Herr werden. Der Briefwechsel mit Wilhelm von Humboldt, den er sehr lieb gewonnen hatte, mit dem Grafen Leopold Stollberg, welcher mit seiner Familie fünf Wochen in Pempelfort zum Besuch blieb, und dann Jacobi's Sohn Georg Arnold und den jungen Nicolovius mit nach Italien nahm, ferner mit Johannes Müller, mit Dohm, mit dem General-Superintendenten Ewald zu Detmold, und mehreren anderen, wird eifrig fortgesetzt.

Im Winter von 1791 auf 92 finden wir Dohm mit seiner ganzen Familie während fünf Wochen in Pempelfort. „Wir lebten wie Brüder“, — schreibt

Jacobi den 9. Februar 1792 an Forster — „und hatten uns so eingerichtet, daß es hätte beständig so fortbauern können. Ein Dritter hätte nicht errathen, wer Herr oder Frau im Hause wäre.“ Im Frühjahr kam Herder zum Besuch, krank und angegriffen; die ihm gewordene Pflege bekam ihm vortrefflich, und er rühmt besonders den ausgezeichneten Kuchen, „den ihm die Frau Doctorin Lene gebacken“. Jacobi begleitete Herder nach Aachen, wo dieser die Kur gebrauchen sollte, und ging zu seinen Verwandten nach Baels, von wo aus er in stetem Verkehr mit Herder in Aachen blieb.

Von Baels reiste Jacobi in Begleitung seiner Schwester Charlotte nach Carlsruhe, um seinen Freund Schloffer zu besuchen. In Cöln besuchte er Dohm, der als Preussischer Bevollmächtigter beim Kurfürsten von Köln accreditirt war, sah in Mainz seine Freunde Sömmering und Forster und fand in Carlsruhe seinen Bruder Georg, Professor in Freiburg, welcher sich ein Jahr vorher mit einer hübschen Schwarzwälderin verheirathet hatte. Bald nach seiner Rückkehr, auf welcher Reise Jacobi wegen des Einfalls der Franzosen große Umwege machen mußte, nahm das Augenübel, an welchem er schon vor der Abreise gelitten hatte, dergestalt zu, daß er zu erblinden fürchtete. Die Neubearbeitung und Sammlung seiner bisher bekannt gewordenen Schriften, welche er unternommen hatte, kam dadurch sehr ins Stocken. Da wurde die ländliche Stille in Pempelfort bewegt durch die unerwartete Ankunft Goethe's.

Goethe, mit welchem Jacobi in fortwährender Verbindung geblieben war, seit ihrer ersten Bekanntschaft vor zwölf Jahren, hatte bekanntlich im Gefolge seines Gönners und Freundes, des Herzogs Karl August von Weimar, dem Feldzug gegen Frankreich beigewohnt. Nach der unglücklichen Kanonade von Valmy und dem darauf erfolgenden Rückzuge, hatte er in Coblenz die Armee verlassen, und wiederum, wie vor 18 Jahren, schwamm er im leichten Kahn den Rhein hinunter; diesmal allein mit seinem Diener. „Mich verlangte aus der fremden, gewaltsamen Welt an Freundesbrust“, — erzählt er später\*) — in seiner Selbstbiographie: Aus meinem Leben, Wahrheit und Dichtung. Nach mehreren Abenteuern auf der Nachtfahrt, traf er den andern Abend, bei anbrechender Dunkelheit, in Düsseldorf ein, und ließ sich mit Laternen sofort nach Bempelfort bringen. Hier trat er unerwartet in das Haus und ließ sich als Fremder anmelden. Jacobi von heftigen Kopfschmerzen geplagt, lag auf dem Sopha und ließ sich von seiner Schwester Lene vorlesen. Es war ihm der Besuch eines ihm durchaus nicht zusagenden Kriegsraths zgedacht gewesen, er aber hatte dem Diener anbefohlen, dem Manne zu sagen: der Herr sei todt krank, „ja, wenn es sein müsse — gestorben, begraben,“ — schreibt Jacobi an Wilhelm von Humboldt. „Dies war geschehen, und ich glaubte mich gerettet. Da klingelt

\*) Goethes W. in 6 Bd. IV. 553.

es, und ich höre Geräusch; ein Bedienter kommt hereingeflüchten — ein fremder Herr! — Doch der verdammte Kriegsrath! sagte ich verzweiflungsvoll; ich sehe, ich spreche ihn nicht. Lene ging hinunter, um zu sehen wie sie dem Uebel abhülfe, der Fremde war schon auf der Treppe, das hörte ich, sprang auf — Goethe! rief ich aus, gewiß Goethe! — Er war es, liebster Humboldt, — er selbst“ 2c.

Nur acht Tage wollte Goethe in Bempelfort bleiben, aber es wurden vierzehn Tage und drei Wochen daraus. Aber es war nicht mehr der jugendfrische, geistsprudelnde Goethe von vor 18 Jahren, und er konnte sich zuerst in dem Kreise gar nicht zurecht finden, dessen Interessen so ganz andere waren. Er mußte erzählen von dem Feldzuge, und wurde von allen Seiten mit Fragen überschüttet. „Von solchen Betrachtungen zerstreuten uns moralische und literarische Verhandlungen, wobei mein Realismus, zum Vorschein kommend, die Freunde nicht sonderlich erbaute“ — erzählt er. Man wünschte von ihm eine Vorlesung; aber weder die Iphigenie noch Oedipos auf Colonos sagten ihm zu. „Da ergab man sich denn wohl in die Gesinnung des veränderten Freundes, fehlte es doch nicht an so mancherlei Anhaltspunkten des Gesprächs.“

So wich allmählig die anfängliche Verstimmung, und die Tage verflossen schnell bei dem lebendigen Austausch der Ansichten und Meinungen. In seiner Selbstbiographie skizzirt Goethe die Vertlichkeit, wie folgt: Ein frei-

stehendes geräumiges Haus, in der Nachbarschaft von weittläufigen, wohlgehaltenen Gärten, im Sommer ein Paradies, auch im Winter höchst erfreulich. Jeder Sonnenblick ward in reinlicher, freier Umgebung genossen, Abends, oder bei ungünstigem Wetter, zog man sich gern in die schönen großen Zimmer zurück, die behaglich, ohne Prunk, ausgestattet, eine würdige Scene jeder geistreichen Unterhaltung darboten. Ein großes Speisezimmer, zahlreicher Familie und nie fehlenden Gästen geräumig, heiter und bequem, lud an eine lange Tafel, wo es nicht an wünschenswerthen Speisen fehlte. Hier fand man sich zusammen, der Hauswirth, immer munter und aufregend, die Schwestern wohlwollend und einsichtig, der Sohn ernst und hoffnungsvoll, die Tochter wohlgebildet, tüchtig, treuherzig und liebenswürdig, an die leider schon vorübergegangene Mutter und an die früheren Tage erinnernd, die man vor zwanzig Jahren in Frankfurt mit ihr zugebracht“ u. Wenn aber Goethe hier auch Heinse mitzählt zu den täglichen Gästen, so verwechselt er auch hier den jetzigen Aufenthalt mit dem früheren, denn Heinse war seit 1787 in Mainz und Aschaffenburg bei dem Kurfürsten, und es geht aus keinem der Briefe Jacobi's hervor, daß er etwa zufällig um diese Zeit zum Besuch in Pempelfort gewesen wäre. In einem Briefe vom 10. Dezember 1792 erinnert sich Goethe liebevoll der in Jacobi's Hause verlebten Tage, indem er sagt: „Das Bild, was ich von Dir und den Deinigen

mitnehme, ist unauslöschlich, und die Reise unserer Freundschaft hat für mich die höchste Seligkeit.“

Im Januar 1793 finden wir Jacobi in Aachen. Was er dort sah und beobachtete in Bezug auf die Handlungen der Franzosen, empörte ihn vollständig, und diente nur dazu, seinen Widerwillen gegen die Revolution noch zu steigern. Es geht dies aus allen seinen Briefen jener Zeit hervor. Zu seinen bisherigen Correspondenten kamen noch der bekannte Forscher Lichtenberg und auch Necker, welcher vergebens versucht hatte, die Revolution in den Weg der Reform zu lenken, und nun, in der Verbannung zu Coppet, seine Ansichten in verschiedenen Schriften zur Geltung zu bringen trachtete. Sehr ausführlich ist Jacobi's Correspondenz mit dem Grafen Leopold von Stolberg, der damals schon entschieden zum Katholizismus hinneigte, eine Richtung, welche Jacobi vergebens zu bekämpfen suchte. Die Durcharbeitung und Herausgabe seiner Schriften setzte er fort, trotz der häufigen Störung durch Krankheit, und „Woldemar“ erschien 1794, aber ohne einen vollständigen Abschluß erfahren zu haben. Aus dieser Zeit datiren auch die „Zufällige Gedanken eines einsamen Denkers“, welche jedoch erst später in Schiller's „Horen“ erschienen.

Im Frühjahr 1794 besuchte Jacobi in Münster seine Freundin Amalie Gallizin. Wie hatte sich dort Alles verändert! Hamann war todt, Hemsterhuy's ebenfalls; andere Personen waren in den Kreis eingetreten, in welchem Jacobi sich einst so wohl ge-

führt hatte, andere Tendenzen waren dort vorherrschend. Philosophische und humanistisch-pädagogische Unterhaltungen hatten zurücktreten müssen gegen die streng gläubige Richtung. Fürstenberg war alt geworden, Overberg hatte die Führung der Fürstin übernommen; die beiden jungen Freiherrn von Droste-Bischoering, Katerkamp und andere waren in den Kreis eingetreten, den man auch wohl die „Familia sacra“ nannte. Ein so tief gläubiger Christ, wie Jacobi auch war — diese Richtung konnte ihm nicht zusagen. Verstimmt und unbefriedigt kehrte er nach Pempelfort zurück. Obgleich seine Liebe und Verehrung für die langjährige Freundin sich gleich geblieben war, so klagt er doch in einem Briefe an Nicolovius vom 9. Mai 1794 über die Eindrücke, welche er in Münster empfangen hatte. Jetzt knüpft sich auch die briefliche Verbindung Jacobi's mit Schiller und Fichte an, welche beide ihn zuerst begrüßten. Schiller bat ihn um Beiträge für die „Horen“, Fichte sendete ihm die ersten Druckbogen seiner „Wissenschaftslehre“, mit dem Bemerkten: „Ist irgend ein Denker in Deutschland, mit welchem ich wünsche und hoffe in meinen besonderen Ueberzeugungen übereinzustimmen, so sind Sie es“ 2c.

Nach einem Ausfluge nach Aachen zu seinen Verwandten und Kindern — denn auch der zweite Sohn, Georg Arnold, hatte sich dort am 1. Mai 1794 mit seiner Schwägerin Caroline von Clermont, und an demselben Tage sein jüngster Stiefbruder Johann Peter

(Eduard) mit Helene Sophie Friederike von Clermont verheirathet — und nach einem Besuche des Herrn von Dohm in Cöln, suchte Jacobi wieder Ruhe und Frieden in Pempelfort. Allein die immer näher rückende Gefahr durch das Vorgehen der Franzosen auf dem linken Rheinufer versetzte ihn in solche Aufregung, daß er im September 1794 plötzlich den Entschluß faßte, Pempelfort zu verlassen und nach Holstein zu seinen vielen dortigen Freunden zu gehen, bis zum Frieden, dessen baldigsten Abschluß er sehnlichst hoffte. Mit seiner Schwester Helene und seiner Tochter Clara verließ er den Rhein, sein geliebtes Pempelfort vorläufig seiner zurückbleibenden Schwester Charlotte anvertrauend. Als aber nun die Franzosen am 6. October die Stadt und Festung Düsseldorf bombardirten, verließ auch Charlotte, unter dem Schutze des jungen Nicolovius, Pempelfort. Die Obhut von Haus und Garten übernahm Jacobi's Freund Schenk, der sich gerade gegenüber des Jacobi'schen Einfahrt-Thores auf der andern Seite der kleinen Gasse angebaut hatte.

So lag nun Jacobi's Garten zu Pempelfort öde und einsam. Der Raum, auf welchem die edelsten Geister Deutschlands sich gefunden, das Haus, welches so ausgezeichnete Gäste beherbergt — wenn wir uns so ausdrücken dürfen, die Brutstätte hervorragender Gedanken und Erzeugnisse in deutscher Literatur und Wissenschaft — sie entbehrten ihres belebenden Princip's. Es beginnen nun die Wanderjahre Jacobi's, zunächst von Einem

zum Andern seiner norddeutschen Freunde, bis er in Gütin wieder Ruhe fand, und dort bald sich wieder einen Kreis gebildet hatte, ähnlich dem Pempelforter Kreise, zusammengesetzt aus den ausgezeichnetsten Männern Norddeutschlands. Wie Frig Jacobi später, zehn Jahre nach seiner Flucht aus Pempelfort, eine Stelle bei der neubegründeten Akademie in München fand, deren Präsident er wurde, und daß er dort den 10. März 1819 gestorben ist, können wir nur kurzorisch erwähnen, da ja die Aufgabe nur in einer Monographie des Gartens zu Pempelfort besteht. Sein älterer Bruder Georg war ihm, als Professor an der Universität zu Freiburg, den 4. Januar 1814 im Tode vorausgegangen.

Die Sehnsucht nach seinem Pempelfort spricht sich in allen Briefen Jacobi's aus dieser Wanderzeit klar aus: „Wenn erst der Schnee schmelzen und Frühlingsluft mich anwehen wird“, — schreibt er am 4. Februar 1796 aus Emdendorf, dem Landsitze des Grafen Reventlow in Holstein, an Schenk — „wie viel lieblicher werden sie dann vor mir stehen, die grünen Bäume, wodurch Ihr weißes Haus schimmert! Ich darf nicht denken an die Freude und Rührung, mit der ich vor der Schwelle meines Hauses niederknien und sie küssen würde.“

Diese Sehnsucht sollte nicht befriedigt werden, denn nach dem Tode seines Schwagers, des Herrn von Clermont, in dessen ausgedehntem Handelsgeschäft Jacobi's und seiner Kinder Vermögen angelegt war, fand sich, daß dieses Vermögen in Folge des Krieges und der Stockung aller

Geschäfte bedeutend zusammengeschmolzen war. Vergebens hatte Jacobi auf bessere Zeiten gehofft nach den Friedensschlüssen von Basel 1795 und Campo-Formio 1797. Er kam immer mehr zu der Einsicht, daß er andere Einrichtungen treffen müsse. Als nun sein Freund Schenk, der sorgsame Hüter von Haus und Garten in Pempelfort, im Jahre 1799 einer Anstellung in München folgen mußte, machte Jacobi sich immer vertrauter mit dem Gedanken, sein Besitztum zu verkaufen. „Es ist unmöglich, daß ich Pempelfort behalte, wieder dahin ziehe, mich dort einrichte, lebe und genieße, ohne mein und euer Vermögen vollends zu zerrütten; denn dieses steht mir klar wie die Sonne vor den Augen,“ — schreibt er den 3. April 1799 an seinen ältesten Sohn Johann Friedrich in Aachen.

Ein Ausweg zeigte sich, Pempelfort wenigstens der Familie zu erhalten. Jacobi's zweiter Sohn, Georg Arnold, hatte sich im Sommer 1798 — nachdem seine erste Frau Caroline von Clermont im Frühjahr 1795 nach der Geburt eines Sohnes gestorben war — in zweiter Ehe mit Marie Louise Brinkmann, der Tochter des kurpfälzischen Hofraths und Medicinal-Directors Dr. Brinkmann in Düsseldorf, verheirathet. Seine Schwiegermutter kaufte Haus und Garten in Pempelfort, und übergab es dem Schwiegersohne als Wohnung.

Georg Arnold war ein sehr gebildeter und unterrichteter Mann geworden. Als Jüngling war er mit dem Grafen Leopold von Stolberg in der Schweiz und

Italien gewesen, und seine „Briefe aus der Schweiz und Italien“, seine „Natürliche Grenzen“ — geben Zeugniß von einer scharfen Beobachtungsgabe und gesundem Urtheil.

So finden wir denn den Garten wieder im Besiße eines Jacobi, welcher die Erinnerungen desselben sorgfältig hegte und pflegte. Der Vater war 1801 zum Besuch daselbst, und wie seine Liebe für Pempelfort aufs neue erwachte, sehen wir aus seinem Briefe an Schenk vom 22. Juli 1802 aus Cutin: „Ja, ich muß gestehen, wenn ich wieder in den Besiße von Pempelfort hätte treten können, und weniger Furcht und Abscheu gehabt hätte vor den Nachbarn jenseit des Rheines, ich wäre wohl nicht hierhin zurückgekehrt. Hart, sehr hart fiel mir das Scheiden von dem Orte, von dem Lande, von den Menschen, die mir soviel Wohlwollen, so große Achtung, so ungemeines Zutrauen bewiesen hatten. Ich erkannte, wie wohlthätig meine Nähe für meine Kinder sein würde. Ich riß mich nur los, weil ich mußte“ zc.

Dreizehn Kinder, sechs Söhne und sieben Töchter, entsproßten dieser zweiten Ehe Georg Arnold Jacobi's, welcher zuerst Großherzoglich-Bergischer Staatsrath und General-Direktor des Land- und Wasserbaus, und unter Preussischer Regierung Geheimer Regierungsrath in Düsseldorf war. Zwölf dieser Kinder sind in Pempelfort geboren. Fünf Söhne und fünf Töchter überlebten die Eltern, welche beide im Jahre 1845

starben. Eine fröhliche muntere Kinderschaar, vermehrt durch Spielgenossen aus der Stadt, tummelte sich in dem Garten herum, wo vor Kurzem die gelehrtesten Köpfe Deutschlands gewandelt hatten. Der Garten selbst hatte durch den Einfluß des damaligen Hofgardendirektors Weihe, dem wir die großartigen Anlagen auf dem Boden der alten Festungswerke verdanken, manche Veränderungen erlitten, namentlich durch Anpflanzen verschiedener seltener Bäume, aber im Großen und Ganzen war sein Eindruck und seine äußere Erscheinung sich gleich geblieben. Als im Jahre 1845 beide Eltern starben, war die Kinderschaar zum Theil bereits in der Welt zerstreut, und der Garten blieb das Asyl von wenigen Zurückgebliebenen. Um ihn rentabler zu machen, wurde Wohnung und Garten vermietet, und hat verschiedene Bewohner gehabt. Besonders war die Wohnung von Künstlern gesucht, und der geniale Adolf Schrödter hat dort einen geistesverwandten Kreis um sich versammelt, von welchem ältere Künstler jetzt noch Manches zu erzählen wissen. Dann gelangte die Besitzung, welche behufs Auseinandersetzung von den Erben Jacobi verkauft wurde, in den Besitz eines Herrn Brewer, welcher beabsichtigte denselben zu parzelliren und eine Straße durchzulegen. Glücklicher Weise war damals das Gründerthum noch nicht so im Flor wie heute, sonst würde wohl von Jacobi's Garten zu Bempelfort weiter nichts als eine historische Reminiscenz übrig geblieben sein. Aber hiermit scheiden wir

von der Vergangenheit, im Geiste alle die hervorragenden Persönlichkeiten, welche längere oder kürzere Zeit hier verweilt, worunter keiner der Choryphäen der Zeit fehlt, an uns vorüber gehen lassend, und treten in die Gegenwart ein.

---